
ANTON KUH
DER
UNSTERBLICHE
ÖSTERREICHER

Der unsterbliche Österreicher

von

Anton Kuh

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Umschlagzeichnung von Karl Arnold
Druck und Buchbindearbeit von Knorr & Hirth G. m. b H., München

Angelockt vom Beispiel ruhmbedeckter Autoren, die mit kühnem Satz aus dem Journalismus in die Literatur sprangen, indem sie ihre langweiligen Feuilletons als kurzweilige Bücher herausgaben, beschloß der Verfasser dieser Aufsätze, das Publikum glauben zu machen, sie seien von jeher eine geistige Einheit gewesen und nur durch das auseinanderflatternde Zeitungspapier aus ihrem Zusammenhang gerissen worden.

Sein Beginnen wurde ihm durch die Materie erleichtert; wo seine Schere zum entscheidenden Schnitt ansetzte, grüßte die Heimat: Österreich.

Doch entpuppte sich in der Nähe gerade diese Erleichterung als Erschwernis.

Österreich?... Wer will davon etwas wissen?... Für die Neue Welt ist es ein alter Film, für die Alte ein Operettenrefrain, für Mitteleuropa eine Sorge, für Westeuropa eine Last, für die Literatur eine Schmutzkonkurrenz, für Deutschland ein Belang, für die Wiener ein Kerker, für die Berliner ein Diminutiv, für die Entwischten ein Steckbrief, für die Weltgeschichte ein Albdruck, für die Buchhändler ein rotes Tuch — und für alle zusammen: eine Entbehrlichkeit. Oder, um es im Geist meiner neuen Heimat zu sagen: Österreich ist unaktuell! Die soiginierten Gespenster, die von dort auszogen, um die Welt mit dem Evangelium des Kleingedruckten zu beglücken, haben seinem Marktwert vollends den Garaus gemacht.

Hoffte ich es also hiermit zur Aktualität wiederzuerwecken?... Oder schrieb ich bloß ein Totenbuch?

Staunen Sie, geneigter Leser:

Ich tue beides zugleich! Indem ich von einem Heimatsbegriff Abschied nehme, wünsche ich, daß sich ihn die ganze Welt einverleibe. Seine Träger hat sie sich ohnedies schon einverleibt. Seit

dem Ende des Großstaats Österreich ist das Österreichertum über die früheren Landkartenränder geflossen und hat sich, von Moskau bis Hollywood, werktätig über die Erde verbreitet. Aber bei dem Talent zur Mimikry, das die Österreicher aus dem Zusammenleben mit ihrem alten Staat erwarben, hat die Welt davon nur neue Arbeitskräfte, nicht neuen Geist gewonnen.

Neuer Geist — welcher wäre das? Der uralte. Lange nämlich, bevor es den Grafen Coudenhove-Kalergi gab, war schon ein Paneuropa da. Ein Miniatur-Paneuropa. Leider versäumten es damals die Politiker, mit entgegengesetzten Dingen beschäftigt, dieses gesegnete Land zu entdecken. Und wie hätten sie es entdecken sollen? Indem sie sich zu seiner Eroberung und Unterwerfung zusammengeschlossen, es von den Banden großstaatlichen Eigensinns befreit hätten. Aber sie taten das Umgekehrte. Statt das Land beizubehalten und den Staat von der Landkarte zu streichen, radierten sie das Land weg und errichteten viele Staaten.

Elegisch blickten seither die früheren Insassen jenes Staates (und die Hochverräter fast mehr noch als die Patrioten) nach ihm zurück, wie nach einem verlorenen Paradies. Dieses Österreich hatte etwas Wunderbares. Es war das letzte Beispiel von Staatsromantik. Zum letztenmal zeigte sich der Ordnungswille so pittoresk durch die Menschlichkeit gelockert, ja zerbröckelt; zum letztenmal trug die Humanität eine Amtskappe. Denn die Geschichte hatte hier ein neues Wesen geschaffen: den vielsprachigen, den entnationalisierten Menschen. Wäre der nicht zum Umgang mit gewaltsamen, großstaatlichen Fiktionen gezwungen gewesen, aus denen er sich am liebsten in den Trunk flüchtete und die in seinem Kopf bei einem bestimmten Temperaturgrad von Beschwipstheit wie Blasen hochstiegen, man hätte den landesüblichen Ausspruch: „Der Österreicher is a Mensch!" in den Satz umkehren dürfen: „Der Mensch ist Österreicher!" Doch gerade diese Kreuzung des homo communis mit dem homo politicus, diese schon den Physiognomien aufgeprägte Notwehr gegen den Staat war das Österreichische, das nunmehr, wo es keine besondere Heimat mehr hat, Weltgut werden müßte.

Ich glaube an das „A.E.I.O.U." Kaiser Maximilians wie an die Idee des auserwählten Volks. Es gibt ja bis auf weiteres noch

über fünfzig Millionen Österreicher. Ihre Länder liegen in Europa, aber außerhalb der Zeit. Es sind Wiegen der Zukunft und Ausstellungen der Vergangenheit. Ruinen stehen in ihnen neben Betonpalästen. Die alten Menschen leben hier nach neuen Gesetzen. Und der Staat, der sie beide zusammenbringt, blufft nicht durch Wirtlichkeit, er behielt seinen warnenden Desinfektionsgeruch. Alles wie einst. Wenn man bei Tetschen die Grenze überschreitet, erblickt man an Stelle einer Bahnhofsretirade einen Schutthaufen; dafür hat der Schaffner bereits ein Menschengesicht. Wenn man in Agram nächtigt, stehen unruhige Stunden im Bett bevor; doch das Antlitz des Hausknechts kann ein Abenteuer sein. Ja sogar die Parlamente in diesen Ländern (soweit sie noch welche haben) sind Nachgeburten des alten Reichsrats. Wie hallen sie von der frohen Erkenntnis wider, daß sich die Stimme des Volks lieber in Zwischenrufen Luft machen soll als in Ausschußreden!

Österreich überall — — nur nicht in Österreich! Der arme Kleinstaat an der Donau, dem die Geschichte den stolzen Namen hinterließ, ist bei der Aufteilung des Österreichertums nach dem Umsturz am schlechtesten weggekommen: das Pilsnerbier und die gebildete Bureaukratie wanderte nach Böhmen — der Weizen und die Freudenhäuser fielen an Ungarn — Galizien erbte die Schnäpse und das Finanzministerium — Rumänien die Ochsen und die Heimatscheine der deutschen Literatur — Österreich aber behielt: die Kriegsanleihe, die Beamten von der 5. Rangesklasse abwärts und das Polizeipräsidium.

Unglückliches Land — unglücklichere Hauptstadt! Abgeschnitten vom Zustrom immer neuen Mischbluts, das deine freie, heitere, menschliche Art bewirkte, erscheinst du über kurz oder lang nur noch der bajuvarischen Inzucht preisgegeben. Heute noch edle Scherbe eines Großstaats, bist du unaufhaltsam auf dem Weg, dich in eine neue Eidgenossenschaft zu verwandeln: in eine Schweiz der Komfortlosigkeit. Denn das Ziel der Geschichte ist erfüllt: zuerst haben Österreichs Kronländer gegen die Residenzstadt Krieg geführt (unter dem Namen „Weltkrieg“), indem sie sich des Mißgeschicks ihrer in Wien seßhaften Adeligen und Militärs zur Aufwiegelung Europas bedienten. Dann kam der verkappte Krieg, den die Bundesländer im folgenden Dezennium ge-

gen die Hauptstadt führten, indem sie sie zum Sitz ihrer gesetzgeberischen, ordnungschaffenden und sittenreinigenden Tätigkeit erwählten. Dieser Feldzug ist jetzt ein offener geworden: kriegerische Alpenstämme sind im Begriff, der immer noch stolzen, durch das Tragen von Filzhüten und langen Hosen herausfordernden Stadt mores beizubringen. Die Wiener, die in den letzten zehn Jahren seit dem Kriege als brave Stammgäste bei Bridge und Rummey im Café „Österreich" saßen und warteten, bis ein Nachbarstaat käme, endlich ihre hochaufgelaufene Zeche zu bezahlen (die Rolle ist gegenwärtig Deutschland zugewiesen), blicken jetzt sorgenvoll nach den Fenstern des Kaffeehauses, ob die Scheiben nicht sogleich von Steinwürfen splittern werden; sie beklagen zum erstenmal die Gründung der Ringstraße, mit der bekanntlich die Niederreißung der schützenden Glacis und Linienwälle verbunden war.

Schlimme Zeiten!... Ich sehe bei dieser Entwicklung der Dinge den Verlust des letzten schönen Anrechts voraus, das den Österreichern aus der Vergangenheit verblieb: nämlich ihr Bekenntnis zum Staat in einem Seufzer mitteilen zu dürfen, der über die Unerwünschtheit seines Bestehens keinen Zweifel läßt. Das war die gute, altösterreichische Formel des Patriotismus von den Bettlern bis zu den Kaisern. Es war die Verständigungssprache zwischen Häftlingen. In diesem Sinn durfte man ja Franz Stelzhamers Verse:

Ein Österreicher bin i
Aus'm Österreicher Land
Das is zwar kein Unglück
Aber doch is's a Schand.

als eigentliche Volkshymne nehmen. Die Selbstverkleinerung und Staatsresignation war die Quelle des österreichischen Volksbewußtseins. Und ich sehe noch den Sozialdemokraten Pernerstorfer vor mir, graubärtig und grobstimmig, eine Art Jakobinischer Gymnasialprofessor (oder Schlossermeister?), dem das rote Schnupftuch aus der Tasche hängt, wie er in einer Reichsratssitzung des Jahres 1917 unter schallender Heiterkeit des Hauses den Satz sprach: „Aus dem Mund meines Vorredners ist das Wort „Hochverräter" gefallen. Hohes Haus — lassen wir dieses Ge-

schimpfe! Wer ein richtiger österreichischer Patriot ist, ist mindestens einmal in seinem Leben Hochverräter gewesen!"

Das war einmal. Der Zeitgeist ist strenger. Im Gefolge des Dalles marschiert wie so oft das Nationalgefühl. Der Staat äugt seine Bürger an wie ein patrouillierender Wachmann. Er will nur noch Musterschüler vor sich sehen, nicht mehr Juxbrüder und Eigenbrötler. Wien, das einmal ein edles Asyl der Sonderlinge war, wo jeder Barfüßler des Geistes und Leibes, von Altenberg bis Sternberg, besondere Liebe genoß, schützt seine Narren nicht mehr, sondern macht ihnen den Prozeß. Wie lange noch und es gibt dort unten einen Staatsgerichtshof wie in Leipzig?!

Ist es unter solchen Umständen erstaunlich, daß der Autor dieses Buchs außer Land zog? Daß er es vorzog, in Berlin unter Wienern statt in Wien unter Kremsern zu leben?

Trotzdem ist er der Widrigkeit österreichischer Verhältnisse hier Dank schuldig. Denn die Unmöglichkeit, in der Heimat zu bleiben, hat ihm wie so vielen anderen erst den Weg gewiesen, sich und seine Aufsätze zu sammeln.

Da dieses Buch sonach einen Teil des österreichischen Wirtschaftsproblems darstellt, darf es nicht wundernehmen, wenn sein Verfasser selber als Figur darin vorkommt; und zwar so unseriös und typenhaft, wie man es braucht, um ihm hüben wie drüben seine Sünden zu vergeben.

Das Lesebuch

Unverwischbar in unser aller Erinnerung lebt der blasse Prügel-knabe, der in die summende Monotonie eines Schul-Vormittages mit sittsamer Fehlbetonung den „Kaiser Rotbart lobesam" oder die Geschichte von der Kaiserin Maria Theresia und Thugut hinein-leierte.

Er hieß Altenburger, war Halbwaise und bezog aus der Adam und Elfriede Pichler Edler von Mayerhoffschen Stiftung ein jähr-liches Stipendium von 25 Kronen. Seine Bücher, obwohl aus der Schülerlade, waren in blaues Packpapier gebunden und zeigten an den Druckrändern keinerlei karikaturistischen Versuch. Er roch nach Jodoform und Sitten l.

Sein Leben war ein phonetisches Exempel von Bravheit. Zunge und Stimme übten einen Eiertanz auf dem zerbrechlichen Schrift-deutsch. Die Silben dehnten sich zu einer blechernen Litanei.

Was wir, Österreicher, später im Staate erlebten und sahen, war schon in jenem Tonfall des lesenden Knaben enthalten: Masochis-mus, Scheinheiligkeit, Duckmäuserei, der Klaube an Kott und Kai-ser, eine muffige Hörigkeitsmoral, die den Willen zahm zieht und mit dem Talent nicht rechnet und dann noch Haß und Befremdung gegenüber dem Geist.

Das Exerzier-Reglement dieser Tugenden aber war das Buch, aus dem er vorlas — das Lesebuch.

Genauer: das österreichische Volksschullesebuch.

Es ist das Buch, das keiner von uns überwunden hat. Man kann Schiller überwinden, Nietzsche, sogar Karl May — das Lesebuch nicht. Es hält noch den grauköpfigen Sünder der Freiheit unter Kontrolle, setzt zu seinen Entschließungen ein Fragezeichen und wird ihm mindestens zum koketten Laster-Spiegel. Auf den Höhe-punkten des Willens beschleicht ihn die Erinnerung daran wie eine stille Klostersehnsucht. Umgekehrt wieder bleibt es im Gedächtnis als frühester Anlaß revolutionären Widerstandes, ja verbrecheri-scher Lust — durch seine milchig überfließende Sanftmut.

Die Wissenschaft spricht von Eindrucks-Komplexen, die das

menschliche Fühlen verfälschen und durch die Wirklichkeit kaum noch aufzulösen sind.

Nun — das Lesebuch bildet den ersten und stärksten dieser Komplexe. Es erschafft eine Welt der Folgsamkeit, wo es nur Kinder und Erwachsene gibt, Kinder, die einst groß werden und Erwachsene, die einmal klein waren. Sie haben einträchtig die Hände auf der Bank, beten und arbeiten, üben immer Treu und Redlichkeit, eilen mit Weile, flicken das Loch im Ärmel und haben infolge Salz und Brot die Wangen rot. In dieser Welt gibt es nächst dem lieben Gott noch den Landesherrn — so eine Art Oberlehrer, dem alle Menschen gehören und der mit ihnen machen kann, was er will. Mild und gut wie er ist, benützt er sie aber nur dazu, ihnen unerkannt entgegenzutreten und auf ihren panischen Schrecken nach dem Erkennen einen goldenen Taler aus der Tasche zu ziehen. Dann sind etliche Generale und Admirale da, die in seiner Nähe weilen dürfen, weil sie sich in der Jugend immer sorgsam wuschen und kämmten und viele Gedichte auswendig lernten. Sie kennen gleich den übrigen braven Staatsschülern nur einen Genuß und ein Ziel: fürs Vaterland zu sterben, mit Säbel und Bajonett herumzuraufen auf dem unbegrenzten Kinderspielplatz der Mannesehre.

Ja, aber was ist denn dieses Vaterland? Es ist das beste, stärkste, mächtigste Land der Welt, durch Siege groß, an Ehren reich und wächst auf der Landkarte zu so ansehnlichen Farbenpatzen, daß im perplexen Kindergemüt darob der Ausruf erstirbt: Servas! (Das „Hugh!", mit dem die Indianer deutschösterreichischerseits zum Rekord aufblicken.) —

Solches lehrte und kündete das Lesebuch.

Der Schüler Altenburger sah fortan in der Welt zweierlei — Macht und Gehorsam. Eine leidenschaftliche Sehnsucht keimte in ihm: nur einmal, ein einziges Mal vom Landesvater persönlich einen Stockstreich aufs Gesäß zu erhalten. Und die andere: ein Gewehr im Rücken, einen Tschako am Kopf zu tragen, allen Admiralen, Generalen und sonstigen Landesschulinspektoren der Erde zugleich den Schwamm aufzuheben. Seine Phantasie schwelgte nur noch in Zahlen- und Flächengrößen, berauschte sich an Truppenstärken, Geschütztragweiten, Gebietszuwachsen. Der Lesebuch-Komplex war gebildet. Aus dem Schüler Altenburger wurde der Rechnungs-Unteroffizial, der Oberleutnant, der Magistratskonzipist, der Abgeordnete — der Lehrer Altenburger. Und was tat dieser Lehrer? Er redigierte das österreichische Volksschullese-

buch. Aber glücklicherweise hat jedes Buch einen Mit-Redakteur: die Zeit. Unter ihrer liebenswürdigen Anleitung kam endlich, anno 18, eine neue Edition zustande, Ausgabe B, für Republikaner der unteren Klassen. Darin fiel sogleich durch seine Abwesenheit das Bild eines gütigen, schmunzelnden Monarchen auf. Die Erzhaus-Legende war hinausbugsiert worden. Nicht verirrte sich mehr Kaiser Max auf der Martinswand, noch schritt Rudolf von Habsburg barfuß durch den Wildbach, noch schäkerte Kaiser Josef mit dem Försterbübchen. Der großösterreichische Thugut war wieder zum deutschösterreichischen Tunichtgut verkleinert worden, der Sieger von Lissa schied vorderhand die Umsteigstellen des 5er und 6er Wagens.

Das ist alles. Ängstliche Gemüter waren enttäuscht. Sie hatten auf Seite 1 statt der Volkshymne das Lied von der Arbeit erwartet. Oder die Fortsetzung des „Tischleindeckdich": wie es von braven Volkswehrleuten beschlagnahmt und sein Inhalt dem Kriegswucheramt zugeführt wurde. Vielleicht auch die Geschichte vom sozialdemokratischen Präsidenten Seitz, der einmal im Wald von einem bösen Gewitter betroffen wurde und unerkannt in eine Köhlerhütte kam, wo ihm das Bübchen sofort durch seine schlagfertigen und antikapitalistischen Reden auffiel. Aus dem Knaben wurde aber später — der bekannte Arbeiter- und Soldatenrat Hupfberger.

Das neue Lesebuch ist nicht so radikal. Der „Hände-auf-die-Bank"-Geist übersiedelt auch in die republikanische Erziehung. Und jede Seite ruft dem Knaben zu: Sei folgsam! Grüße deinen Lehrer! Halte die Backe hin! Geh paarweise! Spiel mit den Blümelein, horch auf die Vögelein! Freu dich auf den Hirsebrei! Aber solange das Lesebuch mit diesem alten, unvorstellbaren Hirsebrei von Muckerei und Putzigkeit kocht, werden die Republikanerbuben doch immer nur brave Österreicher werden. Warum ruft es nicht (nach P. A.): Sei, der du bist!? Warum läßt es in die artige Engel-Welt fast keinen Schein des Lebens? Warum trägt es noch immer die Namen Güll, Reinick und Müller und gießt ins Kinderohr die Sprache dichtender Magistratsbeamter, nicht zu vergessen eines allfälligen Ganghofer- oder Felix-Dahn-Ablegers aus Klein-Erlaa?

Weil die Bürger einer Reformierung des Staates viel ruhiger zusehen als einer Reformierung des Lesebuches. Vielleicht, nein, gewiß, weil sie ahnen, daß es gerade darauf ankommt.

Die Neujahrsrede eines Besoffenen

Immer wieder in den Wirrnissen und Taumeln der letzten Jahre tauchte die Erinnerung an jenen Mann in mir auf, der anno 1913 am Heurigentisch in Wien über Gegenwart und Zukunft philosophierte.

Er war ein Mensch, wie wir ihn alle kennen: der Mann, der einen Schwips hat und den in diesem Zustand ein sentimentales Bedürfnis anwandelt, in das von Zeitungslektüre und Wählerversammlungsschwall angerichtete Chaos seines Gehirns Ordnung zu bringen. Der Denk-Stotterer, der bei 40 Grad Alkohol im Schatten die Worte, die in seinem Kopf durcheinanderliegen, auf einmal zu einem Sinn verbinden möchte. „Wenn amal der alte Kaiser stirbt," begann er, „uj je... heut geht's noch z'samm... de Krowoten haben a Angst vor die Polen und der Ruß traut sie net zubi... aber wenn seine durchlauchtigste Majestät..." er stand auf, salutierte und setzte sich wieder, „seine apostolische Nunzialität, der Monarch, die Augen schließt... dann geht's an! Dann haben m'r den Krieg! Aber dös wird net a so a gacher Krieg... alle gehen's nachher auf uns los, alle..."

Man lächelte und rückte weg.

„... Da kommen zerscht die Russen, die Serben, die Rumänen... der Deutsche schaut auch net still zua... der Franzos' geht auf den Deutschen... dann kommt das britische Königreich England mit Schottland und Großbritannien..., Belgien..., die Italiener..., nachher Montenegro, Paraguay..., ja natürlich Amerika a... lachen's net... de Amerikaner spitzen schon drauf... dann haut si no Japan dazua... dö halten eh schon lang mit de Böhm... Und wissen S', was ausser kummt? Also mir amal, mir Österreicher, — mir san hin... Da gibt's kan Kaiser nimmer... mir wer'n republikanisch.. so wia in der Grafschaft Siam... die Dynastie verziagt si... mir kriag'n an Präsidenten... an Sozi... bis zur Grenz' wird a Stund' sein... Atzgersdurf kommt an Ungarn... na jo... manen S', die Ungarn lassen sich die G'schicht g'fallen? In Rußland schmeißens den Zaren außi!"

„Sie haben schon g'nug," sagte einer und schob ihm das Glas weg.

„Na! I bin no net firti.. der deutsche Kaiser, der fliagt a dauni.. da setzen's an G'hilf'n ein... und nachher kummt erst der rechte

Kriag ... die Sachsen gengan gegen Hessen, Schlesien wirft sich auf Bayern ..., und die Böhm, die haben a eigens Land, dös geht bis Preßburg."

„Da kann man also mit der Elektrischen zu den Tschechen fahren?" kam ein malitiöser Einwurf.

„Wann S' wollen, können S' nachher hinfahren, wenn S' einikummen ... aber wissen S', was Ihna die Fahrt kosten wird?"

„100 Kronen," frozzelte ihn der Malitiöse, „nach dem 20 Heller-Tarif."

„100 Kronen? Tausend! Fufz'gtausend! Hunderttausend! Geld ist nachher an Dreck wert ... de Schlurf und Gauner kaufen si' Wien zsamm ... Was manen S' wird ein Stückl Brot kosten? 2000 Kronen ... und a Anzug Millionen ... Wie teuer is heut a Rindfleisch Kimbger? 24 Kreuzer? Dös kost amal glei 20 000 Kronen. Die Egyptischen wern aus Roßknödeln g'macht ... In Deutschland, da kummt's no ärger ... da wird's Mörder geben, die fressen Hund und Menschen z'samm. Aus Oberschenkeln machen sa si panierte Schnitzel ..." jetzt kam er schon ins schreiende Randalieren, „mit der Haut von Schlosserg'sellen wern sa si die Wäsch z'sammbinden ... aus die Darm wird a Kompott ..."

Ein Postoffizial, der dem Randal ein gemütliches Ende machen wollte, unterbrach ihn mit der Frage:

„Und was wird mit die Beamten?"

Der Redner sah ihn an, trank einen Schluck, sah ihn nochmal an und sprach mit einem Seufzer:

„De wer'n bleiben!"

Die neuen Armen

Es drängen sich neuerdings (wir schreiben 1923) Gestalten an die Oberfläche der Verarmung, gegen die rechtzeitig und mit allem Nachdruck protestiert werden muß.

Der Schreiber dieser Zeilen, seit über dreißig Jahren am Wiener Plaz als Schnorrer (= Habenichts) tätig und in dieser Branche durch rastlose Mühe und ein wohlfundiertes Kapital an Geldbedürfnis groß geworden, sieht sich plötzlich mit einer Sorte neuer Armer in einer Gesellschaft vereint, die durch nichts zu ihrer Rolle legitimiert erscheinen.

Wie kommen wir, solide Vorkriegsschnorrer, für die der Besitzmangel stets mehr war als ein zufälliges und vorübergehendes Kein-Geld-Haben und die wir uns unsere Weltanschauung buchstäblich am Mund der Reichen absparen mußten, dazu, Leute sich an uns herandrängen und unserem Los zugesellt sehen zu müssen, deren Armut erst von gestern ist?

Wohin soll es mit der Kultur des Schnorrertums, mit der Sittlichkeit und Würde des Bettlerstandes kommen, wenn der Zufall einer Wirtschaftskrise, einer Börsenbaisse usw. jedem dahergelaufenen Milliardär gestatten kann, sich plötzlich als Bettler aufzuspielen, und jedem schäbigen Generaldirektor, Anarchist zu werden?

Man beobachte nur das bedrohliche Anschwellen dieses Typus, und wie er uns überall die ererbten und reservierten Stehplätze des Lebens streitig macht! Man kann kaum mehr eine Auskocherei, eine Pfandleihanstalt, ein Volkscafé betreten, oder bei einem Würstelstand oder Maronibrater halt machen, ohne ihm in Scharen zu begegnen.

Diese Nix-Gewinner und neuen Armen machen sich schon überall schmal, man sieht sie auf den Stehplätzen der vierten Galerie, auf der vordern Plattform der Elektrischen, im Schankzimmer der Restaurants — überall schwimmen sie jetzt schon untenauf!

Was sollen wir dazu sagen, die wir auf diese Stätten ein teuer bezahltes Anrecht haben und schon zu einer Zeit Idealisten, Satiriker, Bilderstürmer und Bohemiens waren, da sie noch nicht zu jenen Milliarden gekommen waren, die ihnen den Abstieg zum Bettlertum verstatteten? Mit welcher protzigen Unaufdringlichkeit sie nur ihre neue Rolle spielen! Mit wie viel Gesinnungsernst

und äußerer Bescheidenheit sie sich unsere saloppe Gewandung, unsere eingetepschten Hüte und unsere stumpfen Bügelfalten zugelegt haben!

Und ihre Art, zu Fuß zu gehen! Sie stolzieren mit herausfordernder Selbstverständlichkeit auf ihren zwei Beinen. (Man möchte sich darauf den Nestroy-Ausspruch erfinden: „Ja, ja, der Kurssturz ist gut gegen Podagra; wie so mancher, der bei der Hausse im Fiaker g'fahren is, hat bei der Baisse recht gut z' Fuß gehn können".)

Sie tragen eine mitleiderregende Unrasiertheit zur Schau, der man die mühselige, oft erzwungene Ersparnis der Raseurkosten anmerkt.

Sie drängen sich jetzt einfach allerorten in den Hintergrund.

Ja, wir stoßen in letzter Zeit mit ihnen sogar freundnachbarlich auf einem Gebiet zusammen, wo wir sie früher als Gegner erfolglos aufgesucht haben.

So begegnete ich unlängst einem Generaldirektor, in dessen Vorzimmer ich einst ganze Tage herumgesessen war, im Vorzimmer seines Generaldirektors. Viele wieder von denen, die uns mit dem überlegenen Bekenntnis einzuschüchtern versuchten: sie brauchten keinen Geist, Geld sei alles, behaupten plötzlich, es macht nichts, sie hätten Geist.

Kürzlich aber widerfuhr mir von allem das Ärgerlichste. Im Effektenraum eines Privatversatzamtes sah ich, mir gerade gegenüber, einen Mann, mit Gamaschen, Monokel im Auge — über dem Arm den belehnungsbereiten Wintermantel.

Zu welchem Auftritt mit dem ungebetenen Kollegen wäre es noch gekommen, hätte mich nicht ein genauerer Blick belehrt, daß ich vor einem Spiegel stand.

„Central“ und „Herrenhof“

Im Jahre 1918, gerade zur Zeit, als in der schmalen, adeligen Wiener Herrengasse, an den Toren des Ständehauses, das Jahrtausendreich der Habsburger von ein paar „hoch“- und „nieder!“-rufenden, unter dem Namen „Deutschösterreich“ sofort neue Geschichtskraft erweisenden Gruppen abgelöst wurde, trat eine Sezession im Wiener Geistesleben ein, die zufällig dieselbe Gasse zum Schauplatz hatte.

Bis dahin war weit und breit ein einziges Literaturcafé vorhanden: das „Central“.

Bibiana Amon, die Strahlende, als Gretchen von Peter Altenberg entdeckt, aber nun schon zur Helena erblüht, stand auf der obersten der drei Eingangsstufen, blickte zum Gewühl beim Landhaus, sah ihren Geliebten mitten drin und rief: „Gib acht, Anton! Die Revolution!“ Die hinter ihr versteckten, neugierig aus den Spielzimmern gekrochenen Mumien stoben zurück. Sie aber muß sich damals mit ihrem Blick zu weit, nämlich zum Neubau gleich an der Ecke links vorgewagt und das neueröffnete Café „Herrenhof“ gesichtet haben.

Denn kurz und gut, zwei Tage später saß alles, was politisch und erotisch revolutionär gesinnt war, drüben im neuen Café — die Mumien blieben im alten.

Die Scheidung war folgerichtig.

Das Café „Central“ wurzelte in den neunziger Jahren, im Frühimpressionismus, im Hermann Bahr'schen Reform-Österreich; hier hatte der abtrünnige Journalismus sein Dach, der Empörungswille junger Theater- und Musikrezensenten; weshalb es denn auch im Gebäude der ehemaligen Produktenbörse untergebracht war, weihevoll zwischen den Arkaden und Säulenhöfen des alten Liberalismus eingebettet.

Das Allerheiligste lag rückwärts und nannte sich Kuppelsaal. Nicht deshalb allein... sondern weil Rauch und Lärm dieses Vierecks hier ins Grenzenlose stiegen, zu einer Höhe, wo eine Kuppel kaum mehr sichtbar war. Aber diese Kapellenhoheit, diese Unüberdachtheit des Qualms, bildete die Eigenart des Raumes.

In den anderen Trakten saß der Sozialismus, der Panslawismus, der k. k. Hochverrat; Dr. Kramarsch und Masaryk, slowenische Studenten, polnische und ruthenische Parlamentarier, gelehrte Ar-

beiterführer — der fanatische Leitartikel. Der Kaffee roch wunderbar und auf dem großen Rundtisch schichteten sich die Zeitungen in allen Landessprachen.

Dort hinten aber residierte das Feuilleton.

Es schleppte sich um die Jahrhundertwende als Rattenschweif Peter Altenbergs ein, des ersten und eigentlichsten Kaffeehausdichters, der nebenan im alten Absteighotel „London" wohnte, inmitten improvisierter Liebespaare, aber als seine Adresse in den Kürschner eintrug: „Wien, 1. Bezirk, Café Central".

Über dem Tisch, an dem er saß, hängt heute ein hundsmiserables, veredeltes Bleistiftkonterfei: der Zahlkellner, der an den Gehilfen eine von hier ergangene Bestellung weitergibt, orientiert ihn durch den Zuruf: „Einen Schwarzen zum Altenberg!"

Der Heerbann machte sich breit. Als der Herr aus dem Hause war, seine monomane, bald im Selbstgespräch klappernde, bald jäh erzürnte Stimme die Luft nicht mehr zerteilte, zog affektierte, nobel-knisternde Ruhe ein; ein Rentnergeist, der auf den leisesten, sensitivsten Sohlen ging; Hamsunismus, in Kartenspiel versunken.

Exzessiv, von Natur aus, war nämlich nur der Eine gewesen; die Apostel gaben sich eine stillere Haltung, trugen zugleich die wienerische Schopenhauer-Bitternis, die ihnen der junge Otto Weininger vermacht hatte, im schmerzhaft-vergreisenden Antlitz. Bankbeamte mit ethischen Hintergründen. Ihre Geste war: der durch Zufall unterbliebene Selbstmord; ihr Werk: die Rezension.

Modrig, grabeskühl roch es hier immer; nun aber war die Kapelle ein Asyl der Resignationen, bewohnt von Klausnern, die sich alle gern den einstigen großen Karl V. vom Gesicht ablesen ließen.

Polgar Alfred — heute Klassiker — von so provokant in sich gekehrter Sanftmut, daß dieses piano seines Wesens die Tassen erklirren machte, spielte Tarock; es war aber nicht das Tarockspiel eines Bürgers, es war Buddhas Flucht ins Tarock; sah man ihn so stundenlang sitzen, dann war gewiß der Gedanke kaum unterdrückbar: „Herrgott, was könnte aus dem Mann werden, wenn er hier nicht stundenlang tarockspielend säße!" Diesethalben saß er und spielte.

Ähnlich war es bei allen. Sie schienen das, was sie hier trieben, nur nebenbei und resignationsmäßig zu tun, als Anonymitätsgeste ihrer Berufenheit. Der unbefangen Eintretende allerdings hätte mit Recht darauf geschworen, nichts als zeitungslesende und kartenspielende Spießer vor sich zu sehen. Nur dem tiefer Eingeweihten

war das Trügerische dieses Eindrucks kund, er kannte die dünne Nuance zwischen Schein und Wirklichkeit, diese tägliche Zier des Abendblattes (gesammelt bei Ernst Rowohlt, Berlin).

So setzten sie hier Schimmel an bei blühendem Teint: Otto Weiningers Stern glomm auf ihren verweichten, vom Inzest halbscharfer, wehleidiger Beobachtungen verwitterten Mienen. Ihr Philosoph war der kleine, kurzsichtige Grüner mit der Schußnarbe auf der Schläfe. Im Frühjahr wurde zwecks Durchlüftung der Räume ein Nebeneingang zur Straße geöffnet. Da sagte Grüner:

„Wenn die Tür zur Herrengasse geöffnet wird, ist der Frühling da."

War es da nicht eine Lust, wenn Bibiana, in ihrem Analphabetismus mißbraucht, trotz der „Pscht!" und „Ksst!" der Feintöner sich auf die Empore des Arkadenhofs stellte, ein Kapitel Dostojewskij vorzutragen?

Oder, wenn plötzlich ein Rummel im rückwärtigen Schachzimmer — wo auch Trotzki bekanntlich jahrelang mit Kopf und Knie, Züge überlegend, mitgezittert hat — die Halbwüchsige, die mit den ältesten Altkleiderhändlern der Monarchie um einen Gulden pro Partie Schach spielte, unter Verwünschungen hier hereinblies, weil sie den Tisch wirtschaftlich schon zu sehr geschwächt hatte?

Oder, wenn der verbettelte Dichter Ottfried Krzyzanowsky, schlottrig, knochig, häßlich, aber gebildet und edel und mit zwei Augen, die sich erpresserisch in jene Gegend des Mitmenschen einbrannten, die ein Franzose „Le manque du coeur" nennt — wenn er sich wie ein mors imperator vor dem Spielversenkten aufpflanzte und ihn mit spitz vorgestrecktem Zeigefinger verurteilte:

„Zahlen Sie mir einen Pfiff Wein!"

Ach, es war eine Freude, da das qualvolle Dilemma der Gesichter zu sehen, mehrspaltige, spitzfindige Selbstquälereien über den Kampf zwischen Geben und Nichtwollen (oder eigentlich: zwischen Wollen und Nichtgeben) in einem Sekundenblick!

Als Krzyzanowsky dann verhungert war — er tat es aus gewissenbelastender Bosheit —, erschienen sehr viele Feuilletons der Geber und Nichtgeber; die Geber hatten ihn oft gefrozzelt und beweinten jetzt das Original; die Nichtgeber aber fluchten den Frozzlern!

Ein Bohemien verhungert? Wie konnte das in der Stadt der Mildtätigkeit, in der schützenden, zechensichernden Luft des Literaturcafés geschehen?

Es war eine Tragödie: „Untreue am Stammlokal". Der Begriff „Stammgast", so gefahrlos und gemütlich, er wurde hier zum erstenmal zu einem Aeschylos-Motiv. Nämlich so:

Bis zur Gründung des gegenüberliegenden Cafés verbrachte der Betteldichter seine Tage und Nächte im „Central". Wenn er da in der Zeit von drei Uhr nachmittags bis zwei Uhr nachts auch nur eine Stunde fehlte, kam aus des einen oder anderen Bekannten Mund die Frage: „Was ist mit Krzyzanowsky los?"

Als jedoch das „Herrenhof" eröffnet wurde, versah der Dichter, dessen Gönner jetzt anfingen, sich in zwei Lager zu teilen, einen Pendeldienst. Sah man ihn einige Zeit nicht in dem einen Lokal, so wußte man: „Aha, er ist drüben". —

So kam es, daß den Besuchern der beiden Kaffeehäuser mit der Zeit Krzyzanowskys Abwesenheit weniger auffiel.

Eines Tages fragte wieder jemand nach Krzyzanowsky. „Er wird drüben sein", gab man ihm zur Antwort. — „Nein, ich komme von drüben, da ist er auch nicht." Leute, die die Gepflogenheit hatten, beide Lokale zugleich zu frequentieren, stellten jetzt fest, daß sie Krzyzanowsky schon mehrere Tage nicht zu Gesicht bekommen hatten.

Man beschließt, in die Vorstadt hinaus zu fahren, wo Krzyzanowsky wohnt.

Der kleine böhmische Schustergeselle, bei dem er sein Kabinett hat, öffnet den gut gekleideten Herren voller Staunen. „Kommen S' nur weiter", sagt er, die Hand an der Klinke, und als sich die Tür hinter ihm schließt: „... nämlich der Herr Krzyzanowsky ist gestern gestorben."

Man vernimmt, daß der Arme, an Grippe erkrankt, seinen Quartiergeber während der letzten Tage immer wieder zu bestimmen versucht habe, doch ins „Central" oder „Herrenhof" zu gehen, wo „seine guten Freunde sitzen". Der Schustergeselle nahm das für Fiebergerede. „Wissen S'", sagt er voll Verlegenheit, „ich hab doch net glauben können, daß so feine Leut mit ihm verkehren."

Die feinen Leute zogen stumm von dannen.

... und um diese Zeit war auch das „Central" gestorben.

Die Grabrede hielt dem armen Ottfried (der übrigens, ohne daß ich mit dieser Feststellung Franz Werfel kränken will, niemanden so gehaßt hat wie den Helden Ferdinand aus „Barbara") kein Hin-

terbliebener von hier, sondern bereits der Dr. Franz Blei. Er nannte ihn zwar in seiner Anrede immer „Othmar" statt „Ottfried", was an den weihevollen Punkten der Rede verwandtschaftliche Soufflierzischer ergab, aber er sprach gerechterweise schon namens der Besseren, Hungertodwürdigeren — namens des „Herrenhofs".

Bruder — das war doch etwas anderes!

Ein breites, helles, prächtiges, unpersönliches, bourgeoises Familiencafé. Emanzipation vom suffisanten Bohemegeruch. Der Kaffeesieder äugte weniger voll Wohlwollen als voll Mißtrauen.

Patron war nicht mehr Weininger, sondern Dr. Freud; Altenberg wich Kierkegaard; statt der Zeitung nistete die Zeitschrift, statt der Psychologie die Psychoanalyse und statt des Espritlüftchens von Wien wehte der Sturm von Prag.

Daher war die Luft zunächst antiwienerisch, europäisch. Man debattierte zwar wieder (was durch Tarock, Schach und Poker bereits aus der Mode gekommen war) aber nicht mittels Bonmots und Pointillismen, sondern mit Skalpmessern und unter gleichzeitiger Wegnahme einer Geliebten.

Das war vor allem der Fortschritt: es ging an jedem Tisch Wichtigstes, Beziehungsvollstes vor, oft unter Begleitung von Kokain — ja, und an die Stelle des Wortes „Verhältnis" war jetzt überhaupt die Vokabel „Beziehung" getreten.

Der Aktivismus zog ein: Werfel, Robert Müller, Jakob Moreno-Levy.

Des Letztgenannten philosophische Einbildung, jeder sei sein eigener Gottvater, er aber vor allem, hatte einmal zur Folge, daß er, als ich arglos vor mich hinseufzte: „Ach, um Gottes willen . . .", rasch vom Nebentisch herbeigesprengt kam und fragte:

„Bitte, wollen Sie etwas von mir?"

Die Menschen waren jung und der Kommunismus auch.

Es war das Heldenzeitalter. Der geniale Otto Groß, Champion der literarischen Bestohlenheit, Psychoanalytiker auf Barrikadenhöhe (Lebensweg: Sohn eines Kriminalwissenschaftlers, Dozent, Anarchist, Schiffsarzt, Ehe, Entmündigung, Giftmordverdacht, Irrenhaus, Schriftsteller, Heilanstalt, Tod) sprang alle zwei Minuten auf und nahm irgendeine Frau oder einen Mann auf seine peripathetischen Hüpfgänge durchs Lokal mit — er konnte nicht anders die letzte Konsequenz eines Gedankens entwickeln.

Der brave Melcher, Danton aus Ottakring, baumlang, stark, schön, machte in marxistischem Deutsch Liebeserklärungen. Ernst

Polak aus Prag, Geburtshelfer Werfels, Kornfelds, Franz Kafkas, zerteilte mit messerscharfer Nase und Rede den Dunst; man orientierte sich jener und dieser entlang über die Zweckrichtung des Beisammenseins. Einstmals (Frühjahr 19), saß ein junger Bursche neben ihm, ich dachte: linker Flügel Kurt Wolff.

Da flüsterte der Neuling auf schwäbisch zu mir:

„Was sagst du zu dem Geiselmord?"

Ich erfuhr, daß es ein Schlächtergeselle war, dem Münchner Staatsanwalt entronnen, und daß ihm daheim gesagt wurde: „Im „Herrenhof" sitzen die Dichter — da kann man bei jedem auf dem Kanapee übernachten."

Ich wollte noch sagen, daß die Frauen im „Herrenhof" viel schöner waren als im „Central". Kein Wunder, sie wurden nicht vernachlässigt; sie kiebitzten nicht dem Spiel, sondern bildeten es. Es ging um sie vom Augenblick an, wo sie sich hoffnungs- und übergangsfroh, auf Bestimmungen wartend oder von ihnen ausruhend, hier festgesetzt hatten, bis zu ihrer letzten Zermürbung, toll und heiß zu. Sie hatten sich oft ahnungslos in diesen Bärenzwinger der Eitelkeiten verlaufen und waren unrettbar.

Oder sie retteten sich, aber dann war es immer ein Todesstoß fürs Café.

Denn die trübseligen Hinterbliebenen konnten dann weder vom Standpunkt des Geistes noch des Fleisches die Einsicht verwinden, daß — um bei dieser Parallele der beiden Cafés zu bleiben — wie das „Central" ein Asyl männlicher Resignationen, das „Herrenhof" eine Remise für wartende Frauen war. Also ein Bürgercafé wie jenes.

Euphorie

Der 34jährige Hypochonder Matthias N. blätterte im Konversationslexikon, Band Erynien bis Fahrstuhl.

Er suchte Krankheiten, um die an sich entdeckten Symptome mit ihnen zu vergleichen und aus ihrer Kenntnis spezielle Würzen für seine allgemeine Angst zu gewinnen.

Da — knapp vor Euphrat und hinter Eulenauge — fiel ihm ein Wort ins Auge: Euphorie.

Begierig las er die Erklärung: „... jener Zustand absoluten, glücklichen Wohlbefindens, der der Katastrophe voranzugehen pflegt."

Von diesem Augenblick an war sein Schicksal besiegelt.

Bisher nämlich ging es so: drückte ihn nach einer reichlicheren Mahlzeit der Magen, so sagte er sich: „Aha, mein Krebs!"; stach ihn ein Floh auf der Brust: „Pneumonie!"; verhaspelte er sich im Sprechen: „Paralyse!" Er spazierte durchs Leben wie ein menschgewordener Handatlas für innere Medizin. Das Gefühl von Rückenschwäche nahm er für Tabes, Pulsbeschleunigung für Arteriosklerose, Obstipation I. Grades für Darmverschlingung und stellte sich bei Kniezittern und Mattigkeit den Leichenbefund aus: „Allgemeiner Kräfteverfall." Aber es gab Pausen in diesem Jammerzustand; Augenblicke, wo er seinen Körper vergaß.

Von nun an aber — oh schrecklich!

Er sitzt gerade zufrieden und gemütsfroh da, ohne Kopfdruck, Hautjucken, Herzschwäche, Lungenstechen, es fehlt ihm nichts, er atmet frei — da, großer Gott, Eisschauer durchlaufen sein Blut — das ist ja — kein Zweifel: die Euphorie!!

Verging er bis dahin vor Angstqual, wenn er sich krank fühlte — so verdoppelte, verdreifachte sich jetzt seine Bangnis, wenn ihm wohl zumute war; nichts konnte ihn mehr erschrecken als dieses Wohlbefinden — es geht ja, wußte er, „der Katastrophe voraus".

Der vom Krebs verschont blieb, von der Angina, von der Leukämie, er erkrankte jetzt unheilbar an Euphorie.

Kein irdischer Zuspruch kann ihm mehr helfen; denn diese tückische Krankheit besteht ja darin, daß sie in dem Maße zunimmt, als man sich erleichtert fühlt.

Mein Nachbar in Grinzing

Unverändert bleibt durch die Stürme der Zeit:
a) sein schwankendes Verhältnis zu den Weltanschauungen;
b) seine unstete Beziehung zum Hut.

Der Wechsel der beiden, ihre Verschlingung und Durchdringung, das abenteuerliche Widerspiel von Gläubigkeit, Hut in die Stirn, Hut nach rückwärts, Chauvinismus, Atheismus, Hut übers Ohr, als Tischnachbar mitanzusehen, ist ein immer aufregendes Erlebnis.

Sein Hut hängt am Hinterkopf:

„'oppla, 'tschuldigen, san net bös, was? Hier beim Wein, da gibt's nix, ka Religion, kan Volksstamm, a jeder muß ausweichen, na ja, wenn er leben will, muaß er ausweichen... wer net ausweicht, muaß er net leben... a Platz muaß am Tisch sein... da gibt's kan Finnländer, kan kaukasischen Bulgaren, kann slavistischen Romanesen, kein Polischen aa net... San Sie romanisch?... Na ja, es is wurscht, was aner is und wer aner is, der Mensch muaß an Mensch sein... an Mensch... Wer ka Mensch is, der weicht net aus..."

Du weichst aus. Er zieht den Hut nach ein paar hin- und herreibenden Bewegungen, als ob ihn sein Hirn unter seinem Dach kitzelte, augenschattend tief in die Stirn, fast über die Nasenwurzel:

„Aber a Votterland muaß der Mensch haben, sonst is er a Hund. Wer ka Votterland hat... haben Sie a Votterland? I bin a Tattendorfer, mei Mutter war aus Mähren, sie war a Mährerin... I hab' an Heimatschein... i bin a geborner Siemundachtzger... Ergänzungsbezirkskommando B., Zwaundneunz'ger... Freiherr von Bugatti... Batlonskommandant Freiherr von Badlara. Die Siemundachtzger waren bei die Zweiundneunz'ger zuteilt, die Zwarerkompanie bei die Vierundsiebzger, transferiert zur Dreier-Landwehr..."

Er schiebt den Hut bis zur Stirnmitte, atemholend zu weiterer Mathematik.

„... A alter Zwaundneunz'ger-Diener... Sie san a Neunundachtz'ger?... elfter Jahrgang?... bei die Sechsunddreiß'ger...? I bitt schön, ich bin nämlich siebenundachtzig gebürtig... Die Siebenundachtziger waren alle Zwaundneunz'ger!!"

Sein Hut, jetzt Tschako, sitzt kerzengrad' auf dem Schädeldach:

„I hab' a Votterland... weil i a Mensch bin... a Hund hat sei Hütten, und der Mensch hat sein Ergänzungsbezirk... I kenn kan Unterschied, sterben müssen wir alle, is wahr, müssen wir alle sterben? Obst a Jud' bist oder a Christ oder a mohammedanischer Bosniak... Sie san a Mosaiker? 'tschuldigen, der Jud' is a Österreicher wie a jeder andere aa... Wer an Gott glaubt hat, braucht ka Religion..."

Er drückt den Hut über's rechte Aug':

„... gebildeter Mensch? A Doktor, was?... S' san studiert?... I hab' aa ang'fangt studiern... Ladein... geometrische Mineralie... Physikalik... Mademadik... botanische Philosophie... Sie san a Philosoph?... Na, gibt's an Herrgott?... Seh'ngs, seh'ngs, nach die mechanischen Gesetze muaß an Herrgott geben, wann's kan Herrgott gibt, scheiß i auf die propalogische Physik und den ladeinischen Krempel... i scheiß drauf... alles net wohr. Bitte sehr, mei Votter war a gebildeter Mensch, der hot g'lernt g'hobt, mei Votter wor bei die Eisenbahn... Staatsunterbeamter... hat er lernen müassen, hat g'lernt g'hobt Ladein... geometrische Mineralie... i scheiß drauf..."

Er wühlt mit seinem Hut im juckenden Haar:

„An Glauben muaß der Mensch haben... einen Goodh, einen Glauben, eine Ehr... Wo is mei Huat, ... wer kein' Glauben hat, hat kan Huat... a jeder g hört in sei Hütt'n, sonst is er ka Mensch ... wer ka Mensch is, weicht net aus... Ausweichen... i geh auf's Häus'l."

Pallenberg plappert

I.

Was die großen Komiker miteinander verbindet, das ist die Rebellion ihres Gehörs gegen das starre Zeremoniell des Sprachklangs, ihr instinktiver Haß gegen die Wohlgefühltheit von Silben und Worten, gegen die tönende Unabänderlichkeit.

(Ich meine hier die Komiker des deutschen Sprachbereichs. Gegenden, wo das Sprach- und Sprechgehirn, Mundart und Schreibart so auseinanderstreben, wie hier, begünstigen jene Rebellion.)

Was war Girardis vornehmlichste Komik? Im Wesen dieselbe, wie Raimunds und Nestroys: die sarkastische Auflehnung des Carltheaters gegen das Burgtheater, d. h. die Parodierung des Schriftdeutsch, Verspottung der phonetischen Würde. Wenn er das Wort „Vater" aussprach, so engte er Nase und Schlund zu einem bedeutsamen Schnaufen ein. Ja, das Gesicht war da eine Hochdeutsch-Persiflage, war: Burgtheater unter Gänsefüßchen. Maran hatte eine andere Methode. Seine Sprechart erinnerte mich an die Neger, die vor zwanzig Jahren im Wiener Tiergarten das Kunststück zeigten, im eigenen Mund den Reis zu kochen. Er zerkochte die Sprache im Mund und spuckte sie aus. Zwischendurch aber wurde ihm die zermürbte plötzlich heilig: er begann die Banalitäten seines Textes, die Kostbarkeiten mit Zunge und Lippen zu streicheln und behutsam zu umdienern. Heinrich Eisenbach, Mauschler von Gottes Gnaden, sagte: „Ei doch!" oder „Ich hörte.." und es war ein Jargonpfeil ins Herzblatt sprachlicher Würde.

Und Pallenberg?

Bei ihm wird die Methode Wahnsinn. Er zerrupft, zerzupft, zerzaust die Sprache mit einer strohtrockenen Bosheit wie ein Kind die Puppe. Er reißt ihr Arme und Beine aus, bricht ihr den Kopf, schüttelt die Sägspäne aus ihrem leimduftenden Leib. Er hat sich das boshafteste Mittel ersonnen: das Plappern. Er plappert selig, unschuldig, blauäugig, hemmungslos, ohne Gewähr auf ein Ende, ein offen gebliebener Wasserleitungshahn, aus dem Subjekte, Prädikate, Attribute wahllos tröpfeln, ein phonetischer Eilzug, dem nichts mehr Halt gebieten kann. Der liebe Kleine: er spielt Sprechen. Läßt sich sein Spielzeug nicht nehmen. Es macht ihm zuviel Freude!

Pallenberg demoliert die Sprache von keinem Dialekt aus, sondern aus dem eigenen Gehör. Die anderen bezeugen ihr einen scheinheiligen Respekt, der als Komik wirkt. Er aber bringt ihr

weitestgehende Verständnislosigkeit entgegen. Wie die Klänge auf ihn niederregnen, so gibt er sie wieder zurück. Diese Systemlosigkeit ist der Bosheitsgipfel. Indem er den Sprachsinn so konsequent und fanatisch ignoriert, entrechtet er am entscheidensten die Sprachwürde. Er läßt die Worte durcheinanderlaufen wie verirrte Leitungsströme, wird von ihrem Quieken und Quaken hoffnungslos überflutet und also in den vokalischen Wirbel gerissen, dem Ertrinken nahe, ruft er plötzlich wie ein hilfeflehender Telephonabonnent seiner selbst: „Hallo!" Seine Vernunft kommt aber nicht mehr an den Apparat. Das äußerste, was Sprachhaß hervorbringt.

Wenn die Dadaisten, die Sprachhasser aus Kulturhaß und Kulturhasser aus Phrasenhaß eine religiöse Gemeinschaft gebildet hätten, dann hätte Pallenberg ihr Papst werden müssen. Was waren sie gegen ihn? Armselige Stümper des Nichtdeutschkönnens — Pseudo-Stotterer mit guter Anwaltschaft auf Redakteurstellen — Simulanten des Sprachekels, denen das Druckrichtigkeitsteufelchen ein Schnippchen schlägt, wenn sie den Druckfehlerteufel revolutionär herbeirufen. Er aber ist der Meister. Er kann das Nichtkönnen aus dem ff. Und er kann es so gut, daß jedem, dem nicht schon längst angesichts des bürgerlichen Sprachterrorismus, des Gebrauchs von Subjekt, Prädikat, Attribut usw. im Dienste der herrschenden Moral bange wird, angst und bang wird.

II.

Trotz dieser systemlosen Sprachbosheit hat Pallenberg — ähnlich wie Girardi und die anderen — auch eine gewissermaßen verunglückte moralische Beziehung zur Sprache. Seine Heftigkeit und sein Rechtlichkeitsingrimm sehnen sich nach ihren Hochgefilden. Aber im Augenblick, wo er oben ist, stutzt das Gehör, sein Mund wird schamhaft; denn er findet statt der ersehnten Rede die Redensart. Mit der spielt er dann Sprechen ... Was ihn zum genialen Sprechirrsinn befähigt, ist irgendwo in einer Zelle seines Wesens: irrsinnige Moralität.

Wann kann man von der reden? Wenn ein Mißverhältnis zwischen der Größe dieses rechthaberischen und rechtsuchenden Triebs da ist und der Kleinheit seines Umkreises. Wenn der große Koller in einer engen Persönlichkeit dampft. Beides ist bei Pallenberg der Fall. Weder sein Gehirn, noch sein sozialer Umfang scheinen für das Zuviel an pedantischer Rechtsucht tragfähig. Er ist entweder ein Michael Kohlhaasischer Briefträger oder ein Ro-

bespierrescher Flickschuster. Er ist der Typus des überheizten, mit den trockenen Augen des Wahnsinns blickenden, lustpeitschenden Schrullenmenschen, jener Cäsaren, die in ein kümmerliches Menschformat hineingeboren wurden. Interessant ist aber die unwillkürliche assoziative Umkehr, die sich bei uns aus der Eindringlichkeit dieses Wesens vollzieht. Sie lautet etwa: auf eine Formel gebracht: alle Cäsaren sind Briefträger, alle Robespierres Flickschuster. Seine Wirkung ist so stark und überzeugend, daß wir Fanatismus und Enge, Moralstrenge und Kleinheit, Machtwahn und Ridikulität unwillkürlich voneinander für bedingt halten. Ein Schritt weiter zur Größe, fühlen wir, und die Glaubhaftigkeit des Wahnsinns ginge verloren; ein Schritt zurück im Wahnsinn und der Mensch da hätte normal großes Format. Der Flickschuster wäre weg, aber der Cäsar auch. In seiner Mischung sind sie eine Einheit. Begreiflich daher, daß jedes seiner kleinen Schrullengeschöpfe den Wunsch in mir regt, ihn einmal als Robespierre oder Lear oder als Zar Paul in Mereschkowskis Drama oder sagen wir sogar als Hamlet zu sehen (er wäre mit allem Gequietsche und Gezappel sicher wahrer als die Menge schön frisierter Seelenknaben, die als Hamlet über die Szene gehen). Man würde da spüren: der Mann sieht ja — bei aller Größe seines Furors — kaum bis ans Ende des ausgestreckten Arms; er ist ein Rasend-Blinder — aber gerade das soll man spüren.

So nah kommt Pallenbergs Komik der Furchtbarkeit. Unsere lächelnden Mundwinkel sind im zweiten Akt schon vergipst. Himmel, was wird dieser Rentier Müller mit dem eingeklemmten Regenschirm unterm Arm, der aus seinem unsichtbaren Papageienkäfig Vernunft- und Hoheitsworte hinauskräht, noch anstellen? Gebt acht, er versteht keinen Spaß!

III.

Ja! Er versteht keinen Spaß. Aber hat ein Wahnsinniger schon je Spaß verstanden? Während sich die sogenannte gesunde Vernunft mittels jener Konzessionen und Nachgiebigkeiten verständigt, die man als „Humor" bezeichnet, durch ein ganzes System wechselseitigen Durchschauens und Verzichtens, das die Strenge der Beziehung lockert, bleibt der Irre unnachgiebig. Um ihn ist keine Luft, die zu den anderen weht. Er kann nicht lachen und versteht der anderen Gelächter nicht. Zar Zawadil I. sitzt einsam auf seinem Thron.

Der Schöffe ist unbestechlich!

Mein Wiener Heim ist ein Hotel; Haus vierten Ranges, gemütlich, traulich, ehrbar, persönlich.
Der Hotelier ist Tscheche; das heißt, er gehört zu jener Armee eingewienerter Bürger, von denen Kommandant Lueger einmal, das Aug auf die Deutschnationalen gerichtet, sagte: „Laßt's mir meine Böhm in Ruh!"

Ein netter, gemütlicher Mann. Zwanglos und umgänglich wie seine Hausgesetze. Wenn er fidel ist, schmiert er den Schirmgriff seiner Gäste heimlich mit Senf ein; oder er stellt ihnen eine brennende Kerze unter den Sessel, bis sie, vom Flammenstachel gestochen, in die Höh fahren. Diebsgesichter, Nichtstuer und Falotten sind seine Passion. Mich zum Beispiel nennt er nie anders als den „narrischen Redaktähr".

Eines Tages jedoch veränderte er sein Gehaben. Er zog am Morgen einen langen, schwarzen Rock an, blickte düster, ließ den Senftiegel in Ruhe und grüßte mich kaum.

Am Abend erzählte er: „Heit war ich Scheffe. Sehr a libenswirdiger hoher Gerichtshof... a Senat... feine Leit alle. Waaßt, wir waren zwei Birgerliche, ich und a Spengler. Der Oberlandesgerichtsrat, was den Vorsitz g'führt hat, sagt er zu mir: Bitt, Herr Hotelier, wenn S' eine Frage haben oder wegen dem Tatbestand von juristischer Seite aus, bitte sich nur zu erfragen, das Delikt, sagt er, muß a schlissige Begrindung haben wegen Einwendung von oben — waaßt, a junger Bursch war anklagt, a Fahrraddieb a sogenannter — sagt er, bitte Ihre Meinung ist sehr eine wichtige, weil wir missen zusammen urteilen, nicht, daß der eine so denkt und der andere so, und zum Schluß ist ka Schuldspruch da und nix... und dann waren noch zwei Beisitzer, lauter Räte... ein Landesgerichtsrat und a ehmaliger Staatsanwalt — der hat g'schlafen, wie er aufkummen ist, hat er mich ganz offiziell begrißt mit Handschlag — also natirlich, hab ich g'sagt, verehrliches Gericht — mußt dir vorstellen, wir waren so wie Kollegen, ka Unterschied, gar nix, mir waren, wie wenn ich a Landesgerichtsrat mecht sein und er a Hotelier, der Spengler hat sich immer buckt zu die zwa und hat's ang'sprochen, Herr Senator!... direkt wie beim Militär, ohne Schamgefihl, ich hab ihm ang'stoßen, er soll sei Maul halten... sag ich zu ihm, nämlich dem Obergerichtsrat — weil die

andern sein zu weit g'sessen —: Bitte, natirlich muß man sich bemühen, sag ich, wegen dem Delikt... waaßt nemlich, ich glaub das ist die peinlich, wenn man die Angeklagten nicht ganz series hernimmt... na ja, es is ihna Beruf, wenn a Landesgerichtsrat mir wär zuteilt zum Hotel und mecht mir dreinsprechen ins Geschäft, muß er auch mit mir gehen... das ist sozialer Austausch... derf er nicht dem Personal alles angehen lassen... sag ich bitte selbstverständlich bin ich fir gesetzliche Anwendung der Scherfe, a armer Bub, waaßt, a Lehrbub von an Feinmechaniker... aber vorbestraft... a Vorbestrafter is immer schuldig... das waaß ich von die Richter persenlich... sag ich: bitte die volle Scherfe..." — hier unterbrach er, Gelächter schüttelte ihn, als fahre eben wieder ein Gast vom kerzenunterglühten Sessel auf —

„... waaßt haha... san mir zu einer Einigung kommen und ohne zegern haben wir dem Burschen auf sein Buckel aufabrennt sechs Jahr schweren... mit Fasttag alle drei Monat... Der war ganz teppert... — — — Na ja, als Mensch hätt i ihn ja laufen lassen, den Trottel, — aber als Scheffe???"

Prag

Eine Vision der Wirklichkeit

Kennen Sie die schöne Anekdote von den zwei Juden, die vor Rothschilds Familiengruft stehen? Sie staunen die marmorne Pracht eine Weile an, dann stoßt der eine den andern in die Seite und spricht aus tiefer Versunkenheit: „Das lebt!"

In diesem Friedhofausspruch glaube ich die Formel für Prag entdeckt zu haben. In keiner Stadt der Welt ist das Begrabene lebendiger, die Verwesung anheimelnder. Am Familiendunst, der aus engem Gassengewirr aufsteigt, hat die Chronik soviel Anteil wie die Gegenwart. Zu Mittag setzt sich der tote Urahne an den Tisch.

Ich lernte die Stadt meiner Väter mit neunzehn Jahren kennen. Man führte mich auf den Friedhof zum Grabmal meines Großvaters, der sich im Geist doch nicht in der Gesinnung seines Enkels als Zeitungsmann und Politiker betätigt hatte und dafür von Studenten mit der Inschrift bedankt worden war: „Alle Ehre von der Treue kommt." Leitartikler vorgeschrittenen Alters musterten mich, mißratenen Erben des Liberalismus, inwieweit ich durch den Ausspruch bewegt würde. Es war eine Luft um uns von Rütlischwur und Ritterschlag. Soviel Pathos war ich nicht gewachsen, — ich entlief den Pionieren des Deutschtums in ein tschechisches Beisl.

Alt-Prag nahm mir diese Friedhofsflucht übel; doch Neu-Prag, will sagen: der schriftstellernde Nachwuchs wackerer Eisen-, Barchent-, Möbel-Händler sagte: „Das nützt ihm nichts — er ist doch aus Prag." Fortan, und wiewohl mein Heimatschein sie widerlegte, kniepten sie mir mit dem scharfen Doppel-Anlaut dieses Wortes das Ohr.

Aus Prag sein — ja, um Himmels willen, was liegt denn dran? Nur ein Prager kann es begreifen!

Die Stadt hat das älteste Ghetto; ein Gotteshaus, das aus dem zehnten Jahrhundert stammt, sich aber ähnlich widerspruchsvoll wie der „Pont neuf" in Paris „Altneusynagoge" nennt. Dort hängt die berühmte Schwedenfahne, die jüdische Tapferkeit erobern half.

Jedes Ghetto — es kann auch christlich-deutscher Art sein und heißt dann „Heimatssprengel" oder „Krätzel" — wacht über die Vollzähligkeit seiner Insassen; das Kainszeichen der Unent-

rinnbarkeit brennt auf deren Stirnen; sie kennen einander, ihre Urkunden, Stammbäume und Familiengeschichten und genießen wechselseitig das Nachbarsrecht, durch Wandspalt und Schlüsselloch zu sehen. Ja, sie sind, wie mir Nachbar Kisch einst am eigenen schmerzenden Leibe nachwies, alle miteinander verwandt. Nun, man weiß ja, wie Verwandte zueinander stehen: sie hassen einander, weil sie sich nichts mehr vormachen können. Und sind eben deshalb vom unbezähmbaren Drang erfüllt, einander etwas vorzumachen.

„Du bist aus Prag!“ heißt also: „Tu dir nichts an — dein Vater hat neben dem meinen den Synagogensitz eingenommen; irgend ein Onkel ist uns gemeinsam; bei dir geht's wie bei mir zu!“ Das schafft ein bohrendes Gefühl der Unanonymität; und daraus glüht in allen Brüsten ein Ehrgeiz, der Bonaparte zu werden, der's seinem Ajaccio und der ganzen Ajaccio-Mischpoche — den Gutenteils — einmal zeigen wird! So sind wir denn kurzerweg an den Ursprung des Phänomens gelangt: warum aus fast allen jungen Pragern etwas wird; warum sie zum Beispiel derzeit in der deutschen Literatur den Ton angeben. Und gewöhnlich ist es gar nicht die Stadt, der sie solcher Art das Recht, sie als Verwandte, als „mitgefangen und mitgehangen“, zu durchschauen, bestreiten möchten, sondern ein Einzelner, Herausgegriffener, ein bestimmter Jugendgespiele oder Studienkamerad. (Das neidvolle pars pro toto.)

Ich muß da immer an das Dominospiel denken, wo etwa der Spieler vor dir weiß, daß er eben den vorletzten Zweier ansetzte, der über die ganze Runde nach links hinüber, bis zum Nebenmann zur Rechten, dem Besitzer des letzten Zweiers, das Feld halten muß. Er tippt diesen dann mit dem Ellbogen an und sagt: „Bis zu dir!“ So hat jeder Prager einen Gegenspieler, „bis zu dem“ er alles, was er im Leben treibt und wozu er's bringt, zu tun pflegt; zwischen ihm und dem andern liegt der ganze Erdball; fragst du ihn aber, für wen er in die Fremde gegangen, den Schillerpreis erworben, sich auf die Barrikaden gestellt, die oder jene Frau geminnt habe, so wird er dir redlich zugeben müssen: „Bis zum Taussig.“

Man könnte fragen: gut, warum zielt dieser Ehrgeiz aber gerade auf die Literatur? Ist das die treibende Schuldbewußtseinskraft des väterlichen Geldes? Ist es die Folge der Schwierigkeiten, die sich einer anderen, etwa der strategischen Karriere, hinauf zu den ungewissen Sternen Wallensteins entgegenstellen? Oder die

Wirkung der traumhaft drückenden Stadt, die man in Fiktion verwandeln muß, um sie als Wirklichkeit zu ertragen?

Nein, ich glaube, es hängt mit etwas anderem zusammen: dem Klassenprimus-Eifer der Provinz, in geistigen Dingen noch up to dater zu sein als Groß-Europa; dem Modehauch, der sich auf den Hauptplätzen der Welt regt, um einen Tag zuvorzukommen. So war denn Prag lange Zeit eine Art meteorologischer Versuchs-Station für deutsche Kunst und Literatur. Man konnte auf dem Barometer des Café „Arco" genau ablesen, wann der christliche Pantheismus seine Herrschaft antreten, wann der Ex- dem Impressionismus nachfolgen, und welche neue Bewegung in Schwang kommen würde.

Das aber ist der zweite Grund, warum das Wort Prag ironisch gebraucht wird. Denn Heißhunger nach geistigen Urteilen ist selten von Grazie gesegnet.

Grund drei:

Prag ist die Stadt der Eigenbrötler, der Tag-Gespenster und Originale. Zuweilen, im Zwielicht des Morgens, huschen Gestalten um dich, wie aus Meyrinks „Golem" hervorgeschossen; da springt ein lebender Heuschreck mit weiten Sätzen ums Eck; Haschile, der grinsende Trottel, torkelt im Laufschritt bei vorgebeugtem Leib; Herr Grünwald, mit der Samtjoppe, der ellenlangen Halsbinde, dem dicken, turmhohen Haaraufsatz, trägt seinen Violinkasten vorbei. Ein Buckliger, ein Lahmer, ein Irrer. Aus dem Wirrsal von Rinngassen, Winkeln, Arkadenbögen, Durchhäusern, wo man wie ein foppender Spuk herausgucken und mit einer langen Nase rasch enteilen kann — kriecht uralte Kreatur.

Es gibt eine Weinstube auf dem Altstädter Ring; sie ist schon dadurch merkwürdig, daß ein vererbtes Hausgesetz hier bis zum Nachmittag das Rauchen untersagt. Einmal ließ ich mir von einem Freund die Stammgäste beschreiben: „Da drüben der Einsame," sagte er, „das ist der Dr. Wenzel Casanova, tschechischer Advokat, Urenkel des großen Casanova... Und der Alte, Ehrwürdige mit dem Prophetenbart und dem Rabbinerkäppchen — kennen Sie ihn nicht? Der alte Schlesinger. Er hat anno 66 den Preußen Arzeneien ins Feldlager gebracht... Heute besitzt er drüben auf der Kleinseite ein verrufenes Haus..." Wie seltsam, wenn unter solchen Figuren einmal ein Normalmensch Platz nahm, etwa der stillheitere Richard Romanowsky vom Landestheater, heute Paradekomiker bei Reinhardt.

Aber was zieht da noch für eine Reihe merkwürdiger und wesentlicher Menschen an meinem Aug' vorüber — angefangen von Lydia Holzner, der Privatschul-Leiterin, Kinderseele in einem Goyaleib, die die unverheirateten Prager Mädel mit exquisitem Bildungsstoff anzufüllen hatte — „Die Architektur des 11. Jahrhunderts" — „Weberei und Stickkunst bei den Ostgoten" — „Portugiesische Hausinstrumente" — sie aber am liebsten in Prüfungsstoffen der Art examinierte: „Mit wem geht die Munk?" — bis zum Kommerzialrat und Herrenschneider Orlik, Emils, des Zeichenprofessors, kongenialem Bruder, der sein Handwerk mit van Goghscher Besessenheit übt und dir beim Anprobieren die gehefteten Stücke des neuen Anzugs wildwütig vom Leib reißt, während er gleichzeitig dem zu Tod erschrockenen schwerhörigen Gehilfen neben sich tschechische Flüche ins Ohr brüllt?! .... Oder jenem Eisenfabrikanten, der eines Tages nach Paris verreiste, dort aus dem Hotel ging, aber dessen Name und Lage vergaß, so daß er vom Hauptpostamt heimdepeschierte: „Dringdrahtet Name meines Hotels"?

Auf Reisen und in der Fremde, wenn er aus dem Mutterboden gerissen ist, erkennt man diesen Typus sogleich an seiner Tappigkeit. Und was sagt man dann auf den Schwerblütler, der den geistigen Verkehr der Welt durch einen mitten auf der Straße entspannten riesenhaften Schirm aufhält? Den Mann mit der inneren Gehordnung, der über Gasröhren stolpert? Den alle Augenblicke aus der Balance fallenden Stehenbleiber, Zugversäumer, Portemonnaieverlierer? Schmock. Ein Originalprager Wort. Es bedeutet einen Menschen, dessen Vorsätzlichkeit ein zehnmal größeres spezifisches Gewicht besitzt als sein Gesamtkörper!

Dennoch: ich liebe diesen Menschen. Wieviel Redlichkeit, Gediegenheit, Urväterlichkeit, Bildung, Naivität liegt doch in ihm und seinem Ungeschick! Wie drückt ihn doch bloß die Adelsreihe der Jahrhunderte! Und um wieviel lieber ist mir der Alte in jedem Fall als der stückschreibende, essaysschwitznde, religionsgründende oder in Reportagen rasende (lies: reisende) Sohn! Seine Eitelkeit ist begnügsamer, sie macht beim Titel „Kommerzialrat" halt, taucht nicht in metaphysische Höhen und Tiefen.

Bloß ein Komplex ist ihr noch wichtig: das von einem in Wien seßhaften böhmischen Schriftsteller als Wertmesser in die deutsche Literatur eingeführte nach seiner Aussprache fälschlich auf die etymologische Wurzel „Griehs" zurückgeführte „Grüßen". Der Ort nämlich, wo Prager Bürger einander begegnen, ist sehr klein; er reicht vom

Pulverturm, dem altertümlichen Bauwerke, das den Graben abschließt, bis zum Wenzelsplatz. Daher nun, mögen sie tun, was sie wollen, sie müssen sich ein oder mehrere Male des Tages erblicken; das schafft Haß und Widerwillen, der nur durch eines aufgehoben wird: die spannende, nie ganz sicher vorauszusagende Nuance des Grußes. Man grüßt den Zuckerbaron mit dem Hut bis auf die Erde — wenn er schlecht spekuliert hat, bis zur halben Höhe; bei dem einen Bankprokuristen lüftet man, bei dem andern behält man auf und das geht alles so unbestimmbar von Tag auf Tag durcheinander, daß ein Gang durch die Stadt immer erlebnisreich verläuft. Das Grüßen ist die Marktregulierung der Achtung, die Grenzkontrolle der Beziehung. Ginge es nach dem Sinn der alten Prager, so müßten eigene Grußpässe eingeführt werden, wo jede Begegnung mit Stempelaufdruck Platz findet; der Ehemann weist sie dann daheim vor: „Ich habe den Plohn getroffen — schau: Zeltnergasse 11 Uhr; ‚gesehen, gegrüßt: Plohn'."

Nur eines bringt ihren Würdenbedacht zum Wanken: der pumpende Anverwandte. Wie oft mußte ich es etwa bekümmerten Herzens, wenn gerade am Tisch meines reichen Onkels oder Vetters von meinen desolaten Verhältnissen die Rede war, erleben, daß ich durch ein Kreuzfeuer von Anklagen, meinen Charakter, meine Seele, meine Gesinnung betreffend, gejagt wurde, bis der weißbehandschuhte Diener die Schildkrötensuppe auftrug und die Hausfrau den Schwall durch die geflüsterte Bemerkung unterbrach: „Attention! — ten sluha!" (Achtung der Diener!)

Mildere, traulichere Speisezimmerbilder tauchen vor meinem Blick auf; solche, die sich im Gedächtnis mit Bratenduft vermählen und mich die tiefe, fast fromme Wehmut erst verstehen lassen, mit der Egon Erwin, der Parforce-Prager, seinen Landsmann Werfel, als dieser sich in einem philosophischen Gespräch von der Heimat lossagte, unters Aug fragte:

„Franz — und die Hausbälle bei Fuchs?"

Ich habe sie nicht mitgemacht, diese Hausbälle; aber ich kann von anderen, nicht minder denkwürdigen Veranstaltungen Bericht geben: den Abenden im Haus des eigenartigsten Prager Bürgers, des Hemdenfabrikanten und Mäzens L.

Da gab es keine Schildkrötensuppe, keine weißen Handschuhe und keinen sluha; aber auch keine Anklagen, keine Standpunkte, ja nicht einmal gelehrte Theodizeen. Das will viel besagen, denn zu den Einrichtungen eines geregelten Prager Haushalts gehört un-

fehlbar das sogenannte Problemanschneiden. Das Problem — es heiße „Übervölkerung“, „Eifersucht“, „Zionismus“ oder wie immer — wird wie ein Kuchen in die Mitte des Tisches gestellt; die Männer legen ihre Hände, die Frauen dazu noch die Büsten auf den Tisch; und dann nimmt jeder sein schärfstes Verstandesmesser zur Hand und schneidet an.

Kokoschka, Ehrenstein, Ernst Weiß, Werfel, alle, die ihr je etwas von Eugen L. erwarten durftet — Ihr wißt, daß es in diesem Hause anders war. Der Gastgeber war kein Snob, ja er pfiff auf die Kunst, er führte ein, trotz der Hemden, kompliziertes Innenleben und gab sich dem naiven Glauben hin, gescheite Menschen, die im Reich des Geistes zu Hause sind, könnten einen mit den besten Ratschlägen bedenken, man brauche ihnen nur zuzuhören, um Rats zu wissen und aus „Neurosen Kapital zu schlagen“. Er war im Gegensatz zu den unterschiedlichen Mäzenen von der Einbildung durchdrungen, daß er es sei, der seine Freunde ausnütze und nicht umgekehrt. Deshalb ist er ja auch der einzige und wirkliche Mäzen gewesen. Und hat, nebenbei bemerkt, seine fünfzehn Fabriken verloren.

Ach, gings da zu; man debattierte, auf den Tisch springend; Etiquettefehler trugen Lohn ein, man schnitt statt der Probleme die Torten selber an; und an jenen gab es übrigens nur eines: das war der Hausherr.

Bis sechs Uhr früh wurde der Heizstoff aufgetragen: Schnaps, Wein, Sekt. Dann drang von der Küche her manchmal ein seltsames Summen und Tuten und Trommeln; das kam von der Hauskapelle, die der Sohn der Köchin (Flöte) mit dem Gatten des Stubenmädchens (Waldhorn) gegründet hatte.

Und in solchen Augenblicken mochte es geschehen, daß der Hausherr in einer Ecke plötzlich zu welken begann und an den Fingern seiner beiden Hände vor dem mitleidvollen Gast seufzend seine Mitesser aufzählte:

„Die Köchin, der Sohn der Köchin, die Bedienerin, das Stubenmädchen, der Mann vom Stubenmädchen, der Masseur, die Hausbesorgerin, die Zofe, der Robitschek...“

Ich habe es nie herausbekommen, wer der Robitschek war.

Eine enge Gasse, zwei Häuser Dach an Dach gesenkt vor Müdigkeit, einander gegenüber ein Mann mit Fernrohr im Fenster, der stunden-, tage-, jahrelang in die vis-à-vis-Fenster schaut und nach

rückwärts ins Zimmer meldet: „Er ist auf die Welt gekommen“ … „Er geht schon in die Schule“ — „Heut ist er ins Geschäft vom Vater eingetreten“ — „Er hat die blonde Malvin’ zur Frau genommen“ — „Er hat einen Sohn bekommen“ — „Der Sohn geht in die Schule“ — „Er geht ins Geschäft“ — „Gestern haben sie den Alten begraben“ — das ist Prag, Deutsch-Prag, Ghetto-Prag.

Doch es gibt noch ein anderes Prag, ein helles, hunderttürmig buntes, sonniges, wo gesunde, fast dörflich animalische Menschen wohnen, ein Prag draller Wirklichkeiten und Morgigkeiten, Groß-Prag. Das ist ja das Einzigartige dieser Stadt, daß kreuz und quer sich schlängelnd, fast Mann an Mann vorbei, eine chinesische Mauer ihr Inneres in zwei Teile schneidet. Und noch seltsamer, daß der kleinere Teil stärker auf den anderen hinüberstrahlt, als dieser auf ihn: so daß es vielleicht bald mehr hysterisierte Tschechinnen geben wird als gesundete Kommerzialräte.

Es muß ein Mysterium in Alt-Prag stecken. Der Friedhof rumort. Man ist nicht ungestraft tausend Jahre alt.

Jupiter und die Ärzte

In grauer Vorzeit bestand der Mensch bekanntlich aus einem Stück. Er hatte nicht Ohren, Augen, Hals, Rumpf, Arme, Leber, Niere, sondern war ein kugelrundes Ganzes, ein einziger Zellkern.

Da geschah es, daß die Ärzte vor Jupiter hintraten und bitter wehklagten: „Weh, Schöpfer der Welt, wir können nichts verdienen! Wir alle müssen uns in einen einzigen Körper teilen. Der Wettbewerb ist zu groß."

Da erbarmte sich der große Jupiter der Sprecher. Und er teilte sofort den Körper des Menschen: er schuf ihm Nase und Rachen für die Laryngologen, das Herz und den Magen für die Internisten, Hand und Fuß für die Orthopäden, das Gebiß für die Dentisten, Haut und Geschlecht für die Dermatologen. Alle waren nun befriedigt und sanken aufs Knie.

Nur einer, ein Schmächtiger, Schwarzbärtiger, blieb noch verlegen im Himmelstor stehen.

„Was willst du?", fragte Jupiter.

„Herr, du hast alles weise aufgeteilt, nur für mich ist nichts geblieben. Was soll ich mir nehmen?"

„Du? — Nimm dir die Seele!"

„Was ist das, die Seele?"

„Die Seele — das ist das, was vom Geschäftsertrag der anderen noch zurückbleibt." Dankbar ging der Schmächtige, Spitzbärtige von hinnen — der Psychoanalytiker.

Das Hofauto

Gäbe es ein Museum „Altösterreich“, worin alle Gegenstände ausgestellt wären, an die sich k. k. oder k. u. k. Denkwürdigkeiten knüpfen, ich wünschte in ihr vor allem das letzte Hofauto des letzten Kaisers zu sehen. Warum? Weil dieses Auto nicht bloß das Sinnbild einer Jahrtausendgeschichte von netter Umgänglichkeit, sondern, weil es ein Denkmal auf die einzig dastehende, liebenswürdige Form des österreichischen Zusammenbruchs ist.

Hören Sie:

Es war in den Tagen der österreichischen Staats-Agonie. Wilson hatte sein Manifest erlassen, Habsburgs Völker zerstreuten sich — aber jetzt zum erstenmal nicht bloß im bildlichen Sinne.

Viktor Adler, der bejahrte Führer der österreichischen Sozialdemokraten — und trotzdem oder deshalb: der letzte Altösterreicher! — war zum erstenmal, Aug' in Aug', dem jungen Kaiser gegenübergestanden.

(Damals trug sich jene historische Unterredung zu, an deren Ende Adler, vom Kaiser zur Vermittlung aufgefordert, achselzuckend die erschütterten Worte sprach: „Habsburg hat den Krieg begonnen, Habsburg soll den Krieg beenden!“)

Adler war zu dieser Zeit bereits schwerkrank; er litt an Herzschwäche, Asthma, Wassersucht, seine aufgeschwollenen Beine mußten mehrmals täglich bandagiert werden. Aber die Staatslage erlaubte ihm keine Ruhe; er mußte hierhin und dorthin, hatte bald eine Unterredung mit dem Grafen Andrassy im Ministerium des Äußeren, bald eine Besprechung im Parteiklub und wurde dazwischen wieder nach Schönbrunn zitiert.

Kaiser Karl, der mit Adler damals in ständiger Fühlung bleiben mußte, bot dem kranken, abgehetzten Mann an einem dieser Tage zur Fahrt ins Ministerium, von wo er ihn wieder zurückerwartete, sein Auto an.

Adler steht unschlüssig, ein bißchen verlegen.

„Ja, warum denn nicht?... Was ist?“

„Majestät... heute kommt mein Bub aus Stein zurück... ich wollte ihn von der Bahn abholen...“

Der „Bub“: das war Friedrich Adler, Viktor Adlers Sohn, der

Mörder des Grafen Stürghk; er war zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden — der junge Kaiser hatte ihn ein paar Tage zuvor begnadigt.

„Aber das macht doch nichts", sagt der Kaiser, „holen Sie ihn halt zuerst ab und fahren Sie dann zu mir!"

Und es geschah:

Daß Viktor Adler im Auto Seiner Majestät Karl I. den wegen Ermordung von Seiner Majestät Franz Josef I. Ministerpräsidenten verurteilten Sohn vom Bahnhof abholte — ihn im Auto nach dem Ministerium des Äußeren mitnahm (um ihn gleich in die neuartigen und schwierigen Parteigeschäfte einzuführen) — und dann wieder ins Schloß Schönbrunn mit ihm zurückfuhr.

Und während Viktor Adler oben mit dem Kaiser sprach, wartete unten Friedrich Adler im Hofauto. — —

Eine Woche später war Viktor Adler tot und Karl I. nicht mehr Kaiser von Österreich.

Hysterie

Der aus Hippersdorf in Niederösterreich gebürtige Landsturm-infanterist Josef Kleinbichler wurde nach der Ausheilung seiner Schenkelwunde vom Regiment zwecks „Konstatierung" ins Garnisonspital geschickt, weil gewisse Zeichen von Reizbarkeit und Renitenz die Beschaffenheit seines Nervenzustandes als zweifelhaft erscheinen ließen. — —

Da steht er nun mit zehn anderen zusammen, widerspenstig in die Montur gewickelt, auf dem tritthallenden, hohl durchlärmten Gang, der nach Abortnähe, Lysoform und Monturen riecht, und wartet viereinhalb Stunden. Er sehnt sich nach dem Feld und einem Krügel Bier, die seine Leiden abkürzen könnten. Endlich ruft aus dem ärztlichen Wartezimmer der Zugsführer einige Namen, die Aufgerufenen antworten mit einem helleren und dunkleren „Hüah!" und der Mann aus Hippersdorf geht ins Zimmer ab.

Hier ist der Stabsarzt im weißen Mantel, der Assistenzarzt mit Vollbart und psychologischem Interesse und eine Dame im Ärztemantel. Sie trägt einen Zwicker, ist also Ärztin.

„Ausziehn!" befiehlt der Zugsführer.

Schüchtern knöpfelt jeder die Bluse auf, streift sie, den Nachbar anblickend, langsam von den Armen und gewinnt Zeit durch die Überlegung, wohin sie zu hängen wäre.

„Dorthin gibt ein jeder seine Sachen!"

Seine Sachen? Wieviel ist das noch? Immerhin: die Füße gibt man am leichtesten den Blicken preis; und so beginnt ein allgemeines Ausziehen des Schuhwerks. Nach fünf Minuten ist das Bild bereits malerisch: einer bückt sich in Hemdsärmeln über den Schuh, ein anderer hat fragend die Hosenhälfte in der Hand, ein Durcheinander von Armen, Beinen und halboffener Wäsche.

Ein blasser Landwehrbursche fragt: „Bitte, das Hemd auch?"

„Alles, alles, bis auf d'Haut!"

Die Ärztin blickt ins Protokollbuch. Sie ist selbst für ihren Beruf keine Schönheit; die Wangen sind wie von Küchenhitze oder medizinischem Eifer verbrannt, die Frisur sitzt schlampig-locker, das Auge blickt protokollarisch unnahbar und so in Einzelheiten des Amtskreises vertieft, als wäre das Altgewohnteste hier noch immer Kabbalistik.

Drei stehen schon in Unterhosen da und nesteln an den Fäden. Sie werfen einen scheuen Seitenblick auf die Dame. „Ach wos",

sagt einer, „ich war im Feld draußen!“ Das heißt nicht: „Ich habe die Scham verlernt“, sondern: „Das Ärgste ist ja hinter mir.“ Und streift die Hülle ab. Der Zweite, Dritte folgt nach, bissig nach der Ärztin schielend und doch sofort mit der affektierten Marmorkälte des vorgeführten Objekts, das hier kein Leben hat.

Der Hippersdorfer ist paff und gröhlt etwas: „Schamts euch net? Schamts euch net?“ Der Zugführer wirft ein Aug auf ihn. „Sie da, was bandeln S' denn herum? — Ausziehn!“

Er murrt lauter und lauter: „Weibsbild... schamen... hob i mi dafür? Weibsbild...“

„Na, was ist — wird's?“ „Ja,“ sagt er ganz laut, „aber zerscht soll das Weibsbild aussagehn.“ Er tritt nach vorn.

„Gehn S' schamen S' Ihna... i gangert von selber außa...“

Der Zugsführer packt ihn von hinten, der Stabsarzt blickt vom Schreibtisch, der Assistenzarzt lächelt in den Lächel-Vollbart, die Ärztin ist froh über seine dienstkollegiale Lustigkeit und lächelt sachlich mit. Gott sei Dank! Es geht die Disziplin an und nicht sie!

„Wie reden Sie denn mit dem Fräulein Assistenzarzt?... Na warten Sie...“

„Sie soll außa gehn, dös Luder!“ schreit der Kleinbichler und geht auf die Frau los, „oder i zieh' ihr selba die Kitteln oba“... Er hat sie schon bei der Hüfte, sie kreischt und läßt sofort das Protokollbuch, den Zwicker und die medizinische Wissenschaft fallen — da tritt der Kleinbichler a tempo zurück und lacht: „Na, alstern, schrein kann s' ja do wie a Mensch“.

Inzwischen sind der Stabsarzt und der Assistenzarzt aufgesprungen, beide sehr streng und vorgesetzlich, aber doch sichtbar milder als sonst. Ihre Augen zeigen verständnisvolle Ruhe, und nur eine Zehntelsekunde blicken sie einander an: „Interessant... Herr Kollege?“ Sie sind in diesem Moment viel los geworden.

Den Kleinbichler halten von rückwärts vier Fäuste fest, während ihm Flüche und Verwünschungen ins Ohr geflüstert werden. Er blickt aber schon mild wie der Vollmond. Auch die Ärztin ist ruhig und sitzt steif über dem aufgeklappten Protokollbuch. Der Stabsarzt kommt zum Patienten und fragt ihn gemütlich nach seiner Kriegsteilnahme, Verwundung, Ort der Abtransportierung usw. Er sticht sein Bein mit einer Nadel, kitzelt ihn am Bauch und diktiert hierauf mit sehr scharfer, voller Stimme der Ärztin in die Feder: „Hysterie!“ Die schaut vom Donner gerührt auf. Es bezog sich aber auf den Soldaten.

Das Reise-vis-a-vis

Seine Haare sind feucht, seine Wimpern glänzen vom Morgentau der Schläfrigkeit, sein Atem pfaucht odolig, sein Körper gibt in Gähndämpfen den letzten Rest der Bettwärme ab.

Das ist er! Achtung! Wir fahren ein Stück der Lebensstrecke mit ihm, sechs oder acht oder vierzehn Stunden lang, und er wird sich die ganze Zeit über nicht aus unserem Aug' lassen, so wie er es sofort verstand, uns an sein kompaktes, reisebereites, in allen nötigen Bestandteilen vorhandenes Ich zu fesseln. Er hat nichts daheim vergessen: nicht die Nase, noch den Zigarrenabschneider, noch die Goldplombe rechts oben, den Fahrplan für Mitteleuropa, die harten Eier, den Papiermundbecher und das linke Ohrläppchen. Er ist mit solcher Übersichtlichkeit vorhanden, daß seine unentwegte Beflissenheit, sich von der Gegenwart jedes Einzelglieds, bald des Ellbogens, bald der Zigarrentasche, bald des rechten Knies oder der Handtasche im Gepäcknetz durch Nachschau oder Abtastung zu überzeugen, wundernimmt.

Noch ist er nicht zerlegt! Aber — es coram publico zu tun, das ist seine Reise-Funktion.

Alles, was er mit sich führt, hat's gut und schön warm: der Kneifer ruht in der Kneifertasche, der Koffer in der Leinwandhülle, der Schirm im Überzug; Schutz gegen Erkältung scheint ihnen vor Gebrauchtheit zu gehen; sie sollen da sein, ohne sich abzunützen.

Das ist auch sein eigner Standpunkt. Er reist, der Koffer seiner selbst, eingepackt in persönliche Gerüche, warm umhüllt von den Kommoditäten und geht niemals aus sich heraus; es sei denn, daß er herausginge. Seine Beschäftigung besteht vielmehr darin, die mitgebrachten Dinge der Reihe nach zum Gebrauch heranzuziehen.

Zunächst wird der Hut abgelegt, die Handtasche geöffnet, eine Kappe daraus entnommen, die Kappe kreisrund übers Hinterhaupt gestülpt. Das Gesicht erhält einen Zug von kurzstirniger Stupidität, die Brauen schnuppern neugierig nach Zustimmung.

Ein hernach umständlich herausgeschältes, vielfach belegtes Brot reizt die Zuschauer nicht so sehr als Zeichen der Wohlhabenheit denn der kulinarischen Voraussicht. Er verspeist es, wiewohl durch gegnerische Blicke auf eine Bühne gehoben, ohne jedes Lampenfieber — er tritt in dieser Rolle seit Jahren erfolgreich auf.

Sodann wird zur Abwechslung die Zigarre dem Etui, Seitentasche

links, der Abschneider der Enveloppe, Westentasche rechts, entnommen; die Spitze, die ihrer beider Begegnung zum Opfer fällt, fliegt nicht ins Unbegrenzte, sie gibt vielmehr den Anlaß, eine Luftklappe oberhalb des Kupeefensters zu öffnen und wieder zu schließen.

Die Erledigung einer Orange (nächster Punkt der Tagesordnung) nimmt folgenden Weg: Schlüssel aus der Hosentasche, Koffer vom Gepäcknetz abgehoben, Schloß auf, Hemdeinlage aus dem Koffer heraus, ein Papiersack gesichtet, der Papiersack heraus, die Orange heraus, das Taschenmesser aus dem Etui, die Orange geschält, zerteilt, gegessen, die Kerne im Handballen gesammelt, Luftklappe auf, Kerne hinaus, Luftklappe zu, Serviette aus dem Koffer, Finger getrocknet, Serviette zurück, Messer ins Etui, Etui in die Tasche, Papiersack zurück, Hemdeinlage hinein, Koffer zu, Schlüssel in die Tasche.

Der Blick der Brillenschlange kann das Kaninchen nicht so bannen, wie die exakte, unumstößliche Aufeinanderfolge dieser Tätigkeiten unser Auge. Er aber, der Unhold, dessen absolut logisches, in seiner Eingeteiltheit mustergültiges Gebaren keiner Minute Raum für Unvorhergesehenes gönnt — er sitzt nun voll blödäugiger Zufriedenheit, einem neuen Werk entgegensinnend...

Weh — schon haben's ihm die Reisepantoffeln angetan, dann ein Pickel am Kinn (Spiegel, Pinzette, Reisenecessaire!), dann die Morgenzeitung!

Muß ich hinzufügen, daß er über einen Patentbleistift verfügt? Daß er damit soeben eine Eintragung vornimmt, die an Bedeutsamkeit sicher dem letzten Satz Pasquals nicht nachsteht?

Ein Blick aufs Ziffernblatt seiner Uhr belehrt mich, daß sie radioaktiv aufleuchtet.

Kaum darauf verwiesen, bekommt unsere Aufmerksamkeit einen Ruck nach der Reiseapotheke, die ihn jetzt mit Kolalezithin stärkt.

Wenn wenigstens lustige Varietémusik zu dieser Nummer erklänge! Aber dies Schweigen, diese stumme Rastlosigkeit in der Aneinanderreihung von Handlungen, die keinen anderen Zweck verfolgen, als sich zu beweisen, daß nichts vergessen ward — sie sind unerträglich.

Ich möchte wissen, was dir Novalis bedeutet, Schurke.

Hast du keinen Aberglauben, am Ende doch etwas vergessen zu haben, wenn nicht die Nagelfeile, so vielleicht den Lebensfunken?

Wehe, wehe, wenn dich's jetzt nach einem Reisegespräch gelüstet! Wir warten, fünf Mann hoch, nur auf diesen Augenblick: wir wollen so einsilbig sein, daß du dich sofort verlegen auf eine neue Orange oder den Reiseplaid im Netz stürzest; wir wollen nicht zusehen, wie du mit dem Wortschlüssel den Gesinnungskoffer aufknackst, Laute aus dem Mund wickelst, das Etui deiner goldplombierten Zähne öffnest, um ihm Einstellungen und Mentalitäten zu entnehmen.

Im übrigen soll es passieren, daß der Lokomotivführer das „Halte"-Signal überfährt... Schienen werden oft bei Hochwasser locker... die Schwellen nützen sich bald ab... ich meine, hast du wirklich keine Angst, so vollständig und für alles vorgesehen uns vis-à-vis zu sitzen, uns dein Gesicht aufzudrängen ohne menschlich romantischen Gegenwert, du — du Glanzpunkt einer künftigen Verlustliste?!

Der Dienstmann

Für Hans Moser

Auf der Varieté=Bühne liegt ein riesengroßer Koffer. Vor Auftritt des Dienstmannes, der ihn wegschaffen soll, ist es ein Theater=Papierkoffer im Gewicht von fünfzig Dekagramm.

Hans Moser, der Dienstmann, mit seiner schief nach unten gehakten Nase und den mißtrauischen Augen, die sie unentwegt bewachen, betritt berufsverhatscht, rückgratverbogen, latschig die Szene, ein alkoholisches Spinngewebe „Mensch"; sogleich steigt das Gewicht des Koffers auf dreihundert Kilogramm.

Der gewerkschaftlich organisierte Tantalide umkreist ihn mit Augen und Gebärden; fachmännisch und tückisch; der Koffer wuchtet immer starrer, wächst in den Boden hinein. Varieté=Neugier packt den Zuschauer: mit welchem Hoppla=hopp!=Trick wird die Fracht dem Träger auf den Buckel fliegen?... Menschenschwäche und Materialgewicht weichen indessen immer hoffnungsloser auseinander — das kleine Zimmer, das die Bühne darstellt, wird zur Arena.

An die Arbeit denn!

(Der Entlohnungstaxameter ist durch das weitausholende Nichtstun bedenklich vorgeschritten.)

Der Dienstmann nähert sich seinem Feind „Arbeitsleistung"; er legt sich über den Koffer, blickt trostlosen Auges über dessen Ränder, hebt dann den Kopf nach oben und fragt:

„Wie nemma mr'n denn?"

Klingt wie das Geräusch eines weichenüberquerenden Eilzugs und bedeutet: wie nehmen wir ihn denn?

Ratlos=stummes Spiel der zur Mitarbeit aufgeforderten Herren, die hinter ihm stehen.

Der Dienstmann rutscht indessen rücklings die Querflächen des Koffers hinab und kommandiert seine zwei bürgerlichen Auftraggeber: „Anpacken!... Laß aus... Nachgeben!... Laß aus!..." Er redet per Du mit den zwei Gentlemen, nicht aus Frechheit, sondern in der Hitze manueller Betätigung... doch auch von deren Gipfel herab.

Die Fracht steigt und sinkt unter der Lärmpeitsche. Dann setzt sich der Dienstmann plötzlich ermüdet auf die unbezwungene Müh, benützt die Arbeit als Ausruhbankl. Es ist ja *sein* Koffer,

seiner unwahrscheinlichen Muskelleistung übertragen, *sein* Professions- und Klasseneigentum in einer muskelschlaffen, nägelmanikürten Zeit. Das muß einmal, bevor das Koffer- und Packeltragen dem bürgerlichen Aug' zur Selbstverständlichkeit wird, ad oculos demonstriert werden!

Der Dienstmann wird mißtrauisch. Er mault: „Sie haben ihn zu stark anpampft. (Vollgestopft.) An Koffer so anpampfen!"

Folgt ein längerer Traktat über „Anpampfen", wobei sich die Wangen mit Wut anpampfen.

Die beiden Herren wissen nicht, was sie tun sollen; da die Angepampftheit eines guten Koffers Bestimmung ist, bleibt ihnen die Rede im Hals stecken.

Er versucht's wieder — „Auslassen!... Abikanteln!... San m'r's?" — und mir san's noch immer nicht. Vielmehr steigt jetzt ein kleiner speech des Dienstmanns über das Thema: „Dreinreden." Ein moralisches Kolleg, vorgetragen am Rand der Gereiztheit, aber noch voll neuropathischer Milde: „Dreinreden vertrag ich net, das macht mich nervös." Er sagt's zutraulich, weinerlich, moros und doch, wie er Zornreserven in zischende Artigkeit zwängt, ein bißchen gefahrdrohend.

Man möchte nicht gern Herr bei so einem Dienstmann sein.

Schließlich noch ein letzter Versuch — auf „krowotisch". Das heißt: Ruckepack vom Boden in die Höhe! „Höö — Ruck — nachgeben! — auslassen! — gib nach, gib nach!" — und der Atlas Nr. 284, mit den Knien einknickend, rasendes Geschrei von sich gebend wie ein abzeterndes Motorrad, die Last am Rücken, stolpert nach rückwärts, taumelt nach vorn, wankt nach rechts ab. —

Das Ganze dauert zehn Minuten und gehört, wiewohl Theater, folgerichtig aufs Varieté. Es ist nämlich die Artistenleistung eines Humors, dessen Herzschlag das „Sich-Zeit-Lassen" ist und dessen Gefilde der anderen Ungeduld. Zu Raimunds und Nestroys Zeiten war dieser Gegensatz noch kein sozial betonter, jener Humor noch nicht vom Klassengift angesäuert. Hans Moser, ihr Epigone, ist der marxistische Knierim; eine magische Verknüpfung aus Hobellied und 8-Stunden-Tag. Mit solchen kleinen Leuten ist nicht gut Kirschen essen.

Metaphysik und Würstel

Diese Fabel ist Wirklichkeit.

Aus Wien kam vor ein paar Jahren ein Mann nach Berlin zugewandert, der hatte ein volles Gesicht, eine stramme Figur, trug Monokel und drehte Filme.

Ein anderer Wiener, aus der gleichen Gegend stammend (wo die Intelligenz vom geselligen Duft der Würsteleien zehrt), hatte kurz vorher den romantischen Urdrang des Deutschen Volks mit dem Text beliefert: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren". Keiner der entzückten Konsumenten wußte um Art und Herkunft des Autors.

Der Film-Mann sah den landsmännischen Erfolg und ging einen Schritt weiter.

Er drehte die „Nibelungen". Mit Urwaldstämmen,. Wallbärten und einem reichspatentierten Wurm Fafner. So tief in die Seele des Volks hinabgetaucht, kam er als Berühmtheit wieder hervor. Vergessen die Heimat, der Bezirk der Würsteleien!... Andere Aufgaben warteten.

Er sann. Lang. Dann geschah, was hierzulande immer geschieht, wenn jemand sinnt: er gab sich mit flacher Hand einen Klaps auf die Stirn. Dieser Klaps bedeutet: Ich tu' das Neueste — das Ausgerissenste — das Marktpfiffigste.

Einen solchen Klaps hatte sich ja später der Wannseer Kutscher gegeben, der beschloß, unter Zeitungsassistenz mit seinem Pferdchen nach Paris zu traben. Den Klaps geben sich alle, die von heut auf morgen Berlin erobern wollen. Der eiserne Gustav ist ihr Schutzpatron.

Der Film-Wiener sagte sich: was das Deutsche Volk schon lange braucht, wie einen Bissen Brot, das ist die Synthese: Seele und Technik; Faust verführt zuerst das Gretchen und baut dann den Kanal; nein, wir wollen beides zugleich haben, das Gretchen und den Kanal und den Kanal durch das Gretchen... Also: Versöhnung der Romantik mit dem Ingenieur! Blaue Blume plus Beton!... Unerhört, was?... Wir werden Traversen bauen, Eisenspiralen, Elektromotore, kurz alles, worin der Realschüler schwelgt, weit aufgerissene Blau-Augen und poetische Garten-Lauben, kurz alles, was des deutschen Gymnasiasten Herz erfreut. Und auf welche Temperatur bringen wir das Gemisch?... Ach, das ist klar. Wie

heißt unser Urschrei? Gretchen. Wem gilt unser geheimes Sehnen? Gretchen. Was kitzelt unseren Kinonerv? Gretchen. Wir bringen das Ganze auf eine Courths-Mahler-Formel. Auf die beliebte erotische Gleichung: Große Augen = große Füße.

Es fand sich auch das lichte Kamera-Wunder für diese Absicht. Ein Mädchen, dessen Augen sich trefflich auf „Blick aus mystischen Urtiefen" photographieren ließen — und blondzöpfig obendrein!

Das Ganze hieß: Metropolis. Mit vollem Recht — denn es war: Berlin. Die Kritik schürfte tief, lobte hoch. Der Regisseur gewann ein schönes Stück Geld daraus. Was damit beginnen?

Ein paar Landsleute kamen auf die Idee, nach heimatlichem Muster eine Würstelei zu errichten — mittenmang in den Kurfürstendamm. Gute, saftige, rituelle Wiener Würstel, freilich in preußischem Wasser gekocht. Das Lokal erhielt den in Wien bewährten Namen Piowati. Der Regisseur gab sein Geld dazu. Von Piowati zu Metropolis und von Metropolis wieder zu Piowati — o tiefbedeutsame Wanderung des Geldes. (Deutschland hatte inzwischen sein Hirn in Heidelberg verloren.)

Jedoch... es zeigte sich, daß die Berlinisch abgekochten Würstel aus Wien den Leuten nicht schmeckten. Sie blieben aus. Der Laden ging zugrunde. Moral:

Bei der Metaphysik kann man leichter schwindeln als bei Würsteln!... Da gibt's nichts, entweder sie sind gut oder ungenießbar. Die deutsche Seele magst du leicht hineinlegen — den deutschen Magen nicht.

Und von dieser Erkenntnis auf die Probleme zurückblickend, die den Film „Metropolis" erfüllten, mochte mancher Goethes Epigramm bei sich variieren:

„Wärens Würstel — ich hätt' sie nicht gegessen."

Praterausrufer

Allez, allez, allez . . .! Als ich diese Worte zum ersten Male hörte, wußte ich weder, daß es Worte, noch daß sie französisch waren; mein Gehör war noch nicht mit jenem Filmapparat der Bildung verbunden, der einen Schall in Lettern aufnimmt. Es war also indianisch. Im Tiergarten tanzte der Makabäläh-Stamm auf einem Bein und rief dazu: „Ton-ton-ton-ajua-haja." Im Wurstelprater daneben aber schrie ein Mann vor seiner Bude: „Allähallähalläh."

Die Sinnlosigkeit dieses Ausrufes war von Stund an für mich der Sinn der Ausrufer.

Seltsame Wesen, von der Normal-Akustik des Lebens ausgesperrt, in einem eigenen Lärmkreis isoliert; wie der Wolf im Käfig unaufhörlich seine Schnauze an den Gitterstangen abwischt, so reiben sie ihre Rede stets an den gleichen Lautfolgen, in die sie gekerkert sind. Welche Fähigkeit des Weghorchens muß ihr Gehirn erlangt haben! Ich glaube, es kann nur noch bei dem Maschinenlärm des Ausrufens denken.

Dieses Ausrufens Zweck ist zunächst bloß: Durchschneidung der Luft durch eine Stimme. Weiß der Himmel, wie dazu die Melodie entstand: ob zu jenem Zweck oder aus der Langweile der Wiederholung.

Einer stand da und rief jahrelang: Jajaja. Daneben war er ganz normal, ließ sich ein Krügel Bier aus dem Beisel bringen und zeugte Kinder. In sein Leben war einfach ein Stück erwerbschaffenden Irrsinns installiert: Jajaja.

Ein anderer, sehr verbindlich, jeder Zoll ein Hofmann, grüßte Dienstboten und Bosniaken mit dem Ruf: „Die falschä Schlangä."

Ton und Aussprache haben ihren Grund.

Der Ausrufer, gewöhnlich minderem Volk gegenüberstehend, muß es herrschaftlich behandeln, er hat dem Buden-Rayon Glanz einer feierlichen, noblen Welt zu geben; er muß das Gefühl vermitteln, das seine Hörer bei der Lektüre der Kolportageromane haben: daß die Wunder und Reichtümer des Lebens hochdeutsch reden.

So redet er denn selber hochdeutsch; trägt die fremde Sprache als Wallenstein-Kostüm oder Ritterrüstung. Verbeugt sich im Tonfall der Ehrerbietung.

Darum ist seine Kehle mit pathetischem Fett geschmiert, besteht die Sprache für ihn nur aus gedehnten „ä"s. Und deshalb sagt er „Fors-tellung", „Ampfangunbeginnä", „ärsklassiges Prugramm".

Wissenschaft steht hinter dem brillentragenden Mann, um dessen Hand zwei Affen spielen. Er singt ein Preislied dem „Vogelmenschen", der von Professor X in Berlin am ganzen Körper „röntgenisiert" wurde.

Der „Vogelmensch", den Kopf in ein Tuch gehüllt, aus dem ein schopfartiges Etwas herausragt, hat es gut. Denn er kann, wie der Ausrufer versichert, nur „unarkulierte" Laute von sich geben — braucht sich also nicht anzustrengen.

Sein Rekommandeur, oh Gott, muß stundenlang „arkulieren". Um es durchzustehen, zieht er sich immer ruckweise an einem hinausgeschrieenen Wort auf (z. B. „Außerdem..."! oder „Mache Sie aufmerksam!"), benützt gewisse Wortfolgen als Geländer. Dabei ist es doch nicht zu verhüten, daß ihm manchmal ein wichtiger Teil der Rede tonlos austropft.

Ein unfroher Mann. Er scheint zu gebildet, als daß ihm die Sprache noch Spaß macht.

Ein geheimnisvoller Mann mit schwarzer Larve vor den Augen preist „Kunswärkä" an.

Die Kunstwerke stellen sich als Tätowierungen zweier Frauenleiber dar.

Die Erwachsenen — Damen und Herren — zieren sich. Der Nick-Carter-Mann, ungeduldig werdend, schöpft eine Handvoll Menschen aus dem Publikum und schiebt sie hinein.

„Eina schämt sich vor dem andern — das geht nicht!"

Dann wieder das Lob der Kunswärkä.

Kunswärkä an den Armen, Kunswärkä an den Beinen, Körper wie aus Alabaster gemeißelt.

Zwei erwachsene Praktikanten gehen, sich den Alabaster ansehen.

Der Augenbindenmann, halb tot geschrien, sagt nur noch stoßweise und traurigen Blickes: „Anschließen bitte" — „Keine Pause, keine Wartezeit!" — und zum Schluß ohnmächtig zu sich selber: „Das Kolossalprogramm".

Der beste Typus allerdings scheint ausgestorben. Das war der erfindungsreiche, lustige, nach dem Mund des Hörers redende Demagog aus Schuhmeiers und Bielohlaweks Naturholz geschnitzt, der Mann, der sein Volk kannte und froh war, es zu packen.

Er ist im Wurstelprater ausgestorben wie in der Politik. Hier wie dort dominiert heute die abschnurrende Grammophonplatte.

Denn: Praterausrufer und Parteiausrufer, ist das ein Unterschied? Weiß einer besser als der andere, was er redet, oder glaubt er mehr daran?

Nein, beider Pflicht ist es ja nur, die Leute in die Bude zu bringen.

Und da ist mir der Praterausrufer, dieses letzte lebende Geschöpf aus Shakespeares Figurenpark, doch lieber: er robottet, bleibt ein armer Teufel und hat schließlich in der Bude was zu zeigen. Sei es auch nur den Vogelmenschen.

Der Strauß-Walzer als Gesinnung

Vor ein paar Jahren — ungefähr beim Eintritt der sittenreinigenden Deflation — konnte man in Wiener Musikkaffeehäusern folgendes beobachten: die Leute sitzen ruhig, normal, friedlich; plötzlich intoniert die Kapelle den Donauwalzer; da geraten ein paar grauköpfige Herren mit Gemahlin in Bewegung, sie stehen auf, applaudieren, stecken andere an — mit einem Male ist eine Stimmung im Saale, nicht fern dem kriegskündenden patriotischen Ruf: „Aufstehn! Aufstehn!"

Was hatte das zu bedeuten?

Ich möchte den Leser gleich beruhigen: nichts Spontanes. Wie manche ähnliche Entladung pflegte auch diese weniger aus unbefangenem Herzen zu erfolgen als auf den Wink fanatischer Druckpapiere; daher der lustlose Klang dieser Begeisterung — wie der Beifall ja immer mechanisch klipp-klappt, wenn sich die Hände erst im Nachtrab einer Lektüreerinnerung rühren.

Ein paar schreibende Hofräte waren damals auf den Einfall gekommen, ihr Mißbehagen über gewisse Verfassungs- und Lebensformen der neuen Zeit auf das Gebiet der Kulturelegik zu überpflanzen; sie spielten den Dreivierteltakt gegen den Shimmy aus. Der Donauwalzer war ihr Kriegslied. Und diese Anführer — man müßte sie in gerechter Anlehnung an ein ähnliches Wort: „Antishimmyten" nennen — erzählten seufzend von dem lieben, gediegenen, harmlos-heiteren Zeitalter des Johann Strauß, wo die Lebenslust noch sittliche Schranken einhielt, und von den traulichen Rhythmen, in denen der gute Genius des Bürgertums für immer aufbewahrt sei.

Solche Legenden entstehen immer, wenn sich das Gedächtnis selber anlügt; und das Gedächtnis ist immer bereit, sich selber zu belügen, wenn es zum Besten einer Gesinnung geschieht.

In Wahrheit war nämlich das Zeitalter des Johann Strauß weder so harmlos-heiter, noch seine Musik so bürgerlich.

Es soll hier nicht die Rede davon sein, daß der Makartzopf dem Bubikopf nichts an Sinnenfreuden vorgab — wenngleich diese Freuden wesentlich an privilegierte Schichten gebunden waren und sich hinter langen Röcken versteckten; verlockender wär es, von dem proportionalen Verhältnis zu sprechen, das zwischen schwülen Trikotreizen und blanken Nacktheitsreizen einerseits und der Ge-

sundheitsstatistik andererseits besteht, respektive von der Rolle, die die Natur gewissen diskreten Krankheiten als Begleicherinnen lyrischer Verschwommenheit zugewiesen hat.

Doch vor allem: Haben Sie etwas vom Jahre 73 gehört? Wissen Sie, aus welchem Grundstückschwindel ohnegleichen die majestätische Wiener Ringstraße hervorwuchs?

Die „gute alte Zeit" des Johann Strauß — sie war die vorklassische Periode des Schiebertums, das Biedermeier der Neureichen. Aus nichts wurden Millionenvermögen und aus Millionen nichts. Eine ganz neue Gesellschaft kam ans Licht, besetzte die ersten Theaterplätze, fuhr vierspännig, tat es dem Hof gleich. Wie nahm sie (und mit ihr das wirkliche Patriziat) die Musik des jungen Strauß auf?

Kühl bis ans Herz, wie der Hof selber. Diese kutschierenden, breiten, weinseligen Rhythmen hatten etwas von Duliäh der Vorstadt und von der Frechheit des Gassenbubenpfiffs. Man spürte darin die musikalisch vorlangende Hand des dritten Standes. Dem Börsenbürger klang das nicht nobel genug. Seine Ohren waren noch von den Abfällen der Gavotte- und Menuettklänge von der Hofballsphäre ernährt. Und nicht weniger unempfindlich war die Kritik. Sie zog unter Anführung Hansliks den Mund streng.

Ja, der liebe, der gute, der brave Walzerkönig hatte anfangs einen andern Rückhalt; sein Troß waren die Kleinbürger, das frohe Volk der Vorstadtmaskeraden, der böhmische Schneider, der sich gerade einwienerte und sein Küchenmädel. Ihre Freiheit, ihre Lebenslust, ihre Kindlichkeit gab der Strauß'schen Musik den Grundton; und darüber schimmerte in Arabesken, Läufen und Schnörkeln die Lockerheit und Leichtlebigkeit des neuen Börsen-Babel.

Erst später annektierte das Bürgertum diese Musik seinem Lebensreich. Aber da wurde die Frohgelauntheit und Echtheit auch schon unter Gänsefüßchen empfunden; da war aus ihr sozusagen bereits die gute, alte Zeit zu hören.

Das ist die Wahrheit. Der Strauß-Walzer gehört keinem ancien régime. Und wenn sich eine Gesinnung auf ihn berufen darf, dann am wenigsten die des Parvenus. Denn er war in seiner Zeit nicht weniger frech, sinnlich und spottfroh wie in der unsern Jazz und Shimmy. Er war ein bei den Gouvernanten unbeliebter, bei den Kommerzialräten allmählich in Gnaden aufgenommener Plebejer.

Mendel Singer war beim Kaiser

Emanuel Edler von Singer, Jargon=Großmeister des Wiener Journalismus, Urstimme des gravitätischen Leitartikels, Bergführer angehender Parlamentarier — ich beschreib' ihn an anderer Stelle.

Als im Jahre 1907 das Werk der Wahlreform unter Dach und Fach gebracht war, ging auf die Helfer und Mitarbeiter ein Adelsregen nieder; auch Singer kam auf die Liste. Doch das „von" war nur ein Vorgeschmack des Himmels; er durfte in einer Dankaudienz zum erstenmal den Kaiser Franz Josef von Angesicht zu Angesicht schauen. Am Abend des denkwürdigen Tages versammelte er in seinem Redaktionszimmer alle Kollegen. Berichtete:

„So müßt ihr euch vorstellen... ich steh im Vorzimmer... auf einmal wird gewunken... ich im Frack... alles ausgebügelt... weiße Handschuh... kommt der Diener... sagt: Seine Majestät... Und wie ich eintret in den kaiserlichen Saal... so stellts euch vor... do rechts am Tisch, halb angelehnt, die Hand so... wie wenn er sich möcht stützen... kerzengrad... eine soldatische Figur... von Wucht und Weihe... in sein Generalsrock... ein Sinnbild der Strammheit... mit sein Boart... steht seine allerdurchlauchtigste Majestät, der Kaiser und König Franz Josef der Erschter... der Landesvater von achtundfünfzig Millionen... angelehnt an Tisch... neben seiner... so vielleicht ein Metter oder zwei: der Firscht Montenuovo... Obersthoffmeister... in taktvollem Abstand... ein junger Mann... Und er, der Kaiser, halb vorgebückt... wie er so dasteht... und ich seh vor mir Seine Majestät, Kaiser und König Franz Josef, den Fürsten von Lodomerien, Markgrafen von Tirol und Großwojwoden von Siebenbürgen... eine historische Figur... das erhabene Symbol der Geschichte... wie wir ihn alle kennen von die Bilder... mit sein Gesicht von Allmacht und Weisheit... das edle Profil... hineingemeißelt in die Herzen der Völker... und er steht so do, zwei Schritt von mir... mit sein grauen Boart... wie in den Schulzimmern... der Monarch... von der Vergangenheit umflossen... der allerhöchste Patriarch des Staates... und er steht vor meiner... zum Fassen mit den Händen... der Kaiser Franz Josef... und ich steh vor ihm... der Geist der Geschichte... so mit rote Streifen an die Hosen... sag ich zu ihm:

Majestät!... ich bin ä Juud!!"

Wie werde ich Conférencier?

Zehn Ratschläge und eine Warnung

I.

Zuerst eine Gesichtsprobe! ... Stellen Sie sich vor den Spiegel und schauen Sie, ob Sie mokante Lippen haben. Wenn nicht, versuchen Sie, mokante Lippen zu haben.

Mokante Lippen sind das erste Rüstzeug des Conférenciers. Der Saft der inneren Genugtuung muß ihm um die Mundwinkel fließen. Die Unterlippe soll ein bißchen hängen. Der geschlossene Mund muß aussehen, als ob er mit Mühe ungeahnte Schlagfertigkeiten zurückdämmte.

Mokante Lippen, bitte! — es kommt beim Conférencier nicht darauf an, was er redet, sondern, was er zu verschweigen scheint.

II.

Haben Sie die Lippen? ... Gut! Zweite Lektion: Vergnügte Augen. Sie sind sich doch im klaren darüber, daß Ihr Gerede Ihnen selber Spaß macht? Daß Ihnen die Unterhaltung mit dem Publikum riesig ulkig vorkommt? Daß Sie Ihr eigener, jovialer Zuhörer sind?

Dann müssen Ihre Augen eben verschmitzt dreinsehen. Voll Bonhomie. Als ob sie die blitzenden Herolde eines Schmerbauchs wären. Auch soll ein Zug von possierlichem Schuldbewußtsein nicht drin fehlen; der Blick des kleinen Buberls, das seine Unartigkeit fühlt. Buberl-Augen sind immer unwiderstehlich.

Vergessen Sie nicht, daß der Conférencier ein enfant terrible ist!

III.

Nun üben Sie Ihre Rede!

Die Übung besteht darin, daß Sie zunächst das Reden verlernen. Ganze, in sich geschlossene, pausenlos zu Ende gesprochene Sätze darf es nicht mehr geben. Sie müssen stocken. Und zwar

1. aus Verlegenheit;
2. aus Improvisiertheit;
3. wegen der Pointe.

Es empfiehlt sich daher, zu einem Stotterer in die Lehre zu gehen. Der sorgt für die Grundbegriffe. Ihre Aufgabe ist es sodann,

die speziellen Tönungen dieser zerfetzten Sprechart zu ersinnen, dem Asthma Liebenswürdigkeit abzuschmeicheln. Sie tun da gut, nach einer Serie tonlos hingeworfener Worte plötzlich unmotiviert mit der Stimme hinaufzusteigen, wobei der fallengelassene Teil den Sinn der Rede enthalten muß, der betonte Nebensächliches. Bedenken Sie, daß Pointen sich nur durch Mißachtetheit bemerkbar machen. Je mehr Nichtachtung Sie Ihren Einfällen bezeigen, desto mehr sehen sie nach welchen aus.

Die Ohren des Publikums sind darin bereits so gedrillt, daß es zu lächeln beginnt, sobald der Conférencier mit der Stimme nach unten geht. Denken Sie nur, was Sie dabei an Pointen ersparen!

IV.

Aus der Redeart ergibt sich von selber die Mimik, das äußere Gehaben.

Zum versonnenen Langsamreden gehört die versonnene, suchende Gebärde. Wollen Sie, daß man den idyllischen Neigungen Ihres Witzes glaube, so ist es angezeigt, daß Sie mitten in Ihrer Rede einen Fleck auf Ihrem Ärmel entdecken und ihn, weiter redend, mit großer Umsicht wegzuputzen beginnen. Auch die Betrachtung der Fingernägel erscheint ratsam; sie untermalt den Esprit wie der aufgestützte Ellbogen den Hamlet-Monolog. Endlich sei bei dieser Gelegenheit der Wert eines Taschentuchs wieder ins Gedächtnis gerufen, in dessen Inneres man nach Gebrauch die tiefsinnigsten Blicke werfen darf.

Auf jeden Fall müssen Sie rechtzeitig an die Anschaffung einer charakteristischen Gebärde denken: Kopfdrehen im enger gewordenen Kragen, plötzlicher Griff nach der Krawatte, Zusammenziehen der Rockreverse um die Brust.

Stellen Sie sich vor Augen, daß der Conférencier eine Persönlichkeit ist — und eine Persönlichkeit hat Eigenheiten.

V.

Zur äußeren Erscheinung will ich nochmals bemerken, daß nicht bloß der Frack aus der Mode ist, sondern die Feierlichkeit überhaupt.

Zum Habitus des Conférenciers gehört heutigen Tags: zwanglose Aufgeknöpftheit. Wer überlegen ausschauen will, muß so zwanglos und aufgeknöpft tun, daß er wie ein menschgewordener Toilettefehler wirkt.

VI.

Sie haben jetzt die Unterstufe absolviert — können wir weiter gehen?

Es folgt ein schweres Kapitel — die Pointe. Die Pointe ist bekanntlich alles. Die Gagenhöhe richtet sich nach der Anzahl der Pointen. Die Pointe — auch: Poente genannt — ist der Manufakturartikel des gediegenen Conférenciers.

Sie entsteht auf vielfache Art. Am häufigsten durch den Aufeinanderprall eines Notizbuches mit einer Anekdote; resp. eines guten Gehörs mit einem guten Gedächtnis. Manchmal durch eine Umschreibung von Tatsächlichkeiten vermittels zweideutiger Worte. (Z. B. statt: „In Genf denkt man nicht ans Abrüsten" — „In Genf sind sie sehr rüstig..."). Sehr gerne auch durch Wortspiele.

Wie Sie sehen, erfordert die Pointe also nichts als ein bißchen Abwesenheit des Gehirns bei doppelter Anwesenheit des Gehörs. Man schließe die Augen und was einem dabei einfällt, ist die ganze Conference!

VII.

Es ist Ihnen an den Beispielen des vorangegangenen Absatzes vielleicht aufgefallen, daß ihnen Gedankenpunkte folgten. Das hat seinen guten Grund.

Frühere Generationen haben vor der Pointe einen Gedankenstrich gemacht; der war das Sprungbrett, von dem sich der Geist kopfüber in den Sinn stürzte; ein Trampolin des Atems. Die Menschheit war damals noch nicht so aphoristisch veranlagt.

Heute wäre jene Methode ganz verfehlt. Man tut das Umgekehrte. Eine Pointe, der ein Atem-Herold vorangeht, ist verloren. Eine Knallerbse ohne Knall. Man zieht also nicht mehr den Atem ein, man bläst ihn aus. Man läßt ausschwingen. Die Gedankenpunkte müssen einem vom Mund tropfen, als hätte man ihn zu tief in den Honig des Esprit hineingesteckt.

Oder man läßt die Pointen achtlos niederfallen wie der Clown seine Bälle. (Siehe oben.) Man ignoriert sie. Ja, man blicke in diesem Fall sogar zeitweise hinter sich als erwarte man, daß sie im Laufe des Abends wenigstens vom Saaldiener zusammengefegt werden.

Merk dir: nur wer hat, verschleudert. Man muß also Pointen verschwenden, damit sie in Fülle vorhanden scheinen.

VIII.

Eine andere Frage ist der Übergang.

Wie stehl' ich mich (da wir von Pointen reden) geschickt von Pointe zu Pointe? Wie mache ich die verehrten Anwesenden glauben, nicht der Witz knete meinen Stoff, sondern mein Stoff den Witz?

Nun, es gibt da zwei Wege: entweder eine ausführliche private Lebensbeschreibung (alte Schule); oder die demonstrative Sprunghaftigkeit („weil wir gerade von Einstein sprechen ...“; hat aber gar nicht von ihm gesprochen, der Schlankel).

Doch hüten Sie sich vor allem davor, in Ihren Witzen erfundene Namen zu gebrauchen statt solcher aus der Zeitung. Während Sie in dem einen Fall geistsprühender Chronikeur sind, bleiben Sie im andern ein Anekdotenschmuser.

IX.

Hier stehen wir an einem wichtigen Punkt. Sie müssen sich entscheiden, welche Art Conférencier Sie werden wollen.

Sie haben zwischen zwei Typen die Wahl. Da ist die Wienerische Gruppe: die hat keine Gesinnung, liebt eine leicht über die Worte wehende Brise von Jargon (als Verständigungsmittel zu den Intellektuellen), und ist bei Gruppe 2 sehr unbeliebt; dann eben diese zweite: der politischen Conférencier.

Ich rate Ihnen zum Typ Nr. 2. Seine Gestehungskosten sind billiger. Sie müssen sich auch nicht vor den Strapazen einer Gesinnung fürchten. Die Beherrschung des Vokabulars, das Ihnen die Zeitung täglich liefert, genügt vollauf. Im übrigen brauche ich Ihnen nicht zu sagen, von welcher Couleur das Publikum ist.

Erschweren Sie sich also nicht überflüssig Ihre Aufgabe! Der politische Conférencier braucht bloß eine Verständigung mit dem Publikum anzubahnen über die gemeinsame Kenntnis von Ereignissen und Namen; er baut seine Wirkung auf den Stolz der Anwesenden, ihn zu verstehen, bevor er den Mund aufgemacht hat. Das zwinkernde, beiläufige Aussprechen des Namens „Stresemann“ tat da oft Wunder.

In schwierigeren Fällen und bei einem entsprechend hoch entwickelten Zuhörerkreis benütze man die Worte: „Na ja, Herr Briand ...“

X.

Da Sie genügend vorgeschult sind, will ich Ihnen jetzt noch eine besondere Verhaltungsmaßregel geben.

Sie wissen, daß der Conférencier einen Feind hat: sich selber nach dem zweiten Erscheinen. Die ewige Wiederkehr seines Smokings vor der Rampe mit der allmählichen Bekanntheit seines Gesichts stimmen den Zuschauer zu Spott und Allotria. Mancher Gast, in der Meinung, der Conférencier sehne sich nach munterer Wechselrede, ja, er brauche das für sein weiteres Animo, ruft ihm etwas zu und setzt ihn in den unliebsamen Zwang, den Zwischenrufer aus dem Stegreif mit dem Witz zu bedenken: „Vielleicht möchte sich der Herr herauf bemühen, ich nehme unterdessen unten Platz," oder sich an seiner Glatze zu kratzen, andeutend, daß der Gast auch eine habe, was in neunzig von hundert Fällen gar nicht der Fall ist —.

Bitteres Los der Schlagfertigkeit, die sich schlagen lassen muß! .. Am bittersten, wenn der Gast offenbar feindselig gestimmt ist, unfrohe Blicke hinaufwirft, laut mit dem Besteck klappert oder deutlich vor sich hinmurmelt: „Ekel!"

Der Conférencier darf in einem solchen Moment natürlich nicht ernst werden, erstens wegen Garderobe, Entreepreis, Konsumation und anderer Begleiterscheinungen unabhängigen Künstlerdrangs; dann aber, weil ein mißgelaunter Conférencier wie ein Knockabout wirkt, dem versehentlich die rote Nase zu Boden fiel.

Was also tun?

Es bleibt ihm nur eins übrig: sich dumm zu stellen, d. h. das geistige Feld mit solcher Raschheit zu räumen, daß die Flucht in die Höflichkeit wie ein Sieg über die Unhöflichkeit wirkt.

Die Warnung

Junger Mann, der Sie ... vorausgesetzt, daß sie sich diesem Gewerbe der Schlagfertigkeit verschreiben wollen — merken Sie schon etwas?

Dämmert Ihnen langsam die Traurigkeit eines Berufes, der darin besteht: sich nicht bloß keine Gedankenreserven zu lassen, sondern im Gegenteil gerade diese besten und letzten Reserven, über die die beleidigte Menschenwürde gebietet, ausliefern zu müssen — dergestalt sogar, daß sie den Beleidiger amüsieren? Erwidern zu dürfen — jedoch nur unter der Bedingung, daß der humoristische und geistige Aufwand dabei das Eintrittsgeld lohnt?

Beim Militär Eingerückte erzählen oft, wie sie dem Blick des schimpfenden Vorgesetzten nur dadurch Stand hielten, daß sie unaufhörlich in ihrem Innern ein bekanntes Goethe-Zitat wiederholten.

Sehen Sie: dieses letzte Recht war dem armen Soldaten nicht zu verwehren.

Nun stellen Sie sich aber vor, mein Bester, daß Sie sogar diesen Satz laut Kontrakt auszusprechen hätten — oder mit anderen Worten: daß Sie beruflich gezwungen wären, mittels dieser vielzitierten respektlosen Aufforderung einem verehrlichen Publico eben jenen Dienst zu erweisen, der in ihrer Befolgung gelegen ist..

Kehren Sie um!

Die Parkbank am Abend

Wien

Praterbank. Kastanienduft. Sumpfnähe. Windverwehte Klänge von Orchestrions. Die zwei auf der Bank zwitschern in einer Sprache, deren Worte auf „itscherl“, „-uckerl“ und „itschi-atschi“ enden. Taktvoll wendet sich der Passant. Er könnte beim Dabeigewesensein betreten werden. Das Flagranti könnte ihn auf frischer Zeugenschaft ertappen. Er will weder Wand noch Laterne noch Löwe sein und setzt, ohne sich umzuwenden, seinen Weg fort.

Prag

Der Stadtpark riecht nach Bahnhofnähe. Die Landessprache der Liebe ist tschechisch. Ein Mann drängt und flüstert. Ein weiblicher Bierbaß überschreit den Lokomotivenpfiff mit der herzvollen Frage:

„Ale protsch ne?“

(Das französische „Pourquoi pas“ gibt bei weitem nicht den Sinn wieder.) Die Amsel freut sich, der Baumspecht klopft und der Spaziergänger denkt: „Oh kinderreiches Volk!“

München

Am Englischen Garten sitzt man, wie es Th. Th. Heines innig umschlungene Brautleute tun, die Hand auf dem Undsoweiter. Auch wenn sie tatsächlich Kathi oder Resi heißt, können ihre Beine schlank sein. Der Dialog ist nicht neu: „Du jo“ — „Naa!“ — „Naa?“ — „Aber jo!“

Der Münchener Knabe sieht’s und ruft schnalzend: „Mir aa!“

Berlin

Tiergarten. Die Amsel ist zum Walddienst abberufen. Der Asphalt duftet nach Rasengrün. Das Paar auf der Bank küßt sich wie in Wien, Prag und München. Plötzlich prallt es auseinander.

Hinter der Bank steht ein Mann und macht „Ksch! Ksch!“

Franz Josef

Parabel

... wonach dieser steinreiche Amerikaner den Entschluß faßte, nach Wien zu fahren, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, ob es einen Kaiser Franz Josef gäbe; ob dieses vielabgebildete, patriarchalisch-bärtige Antlitz bloß der Mitwelt die Krönung eines undurchdringlichen Etikette-Gebäudes anzeigen solle oder ob es wirklich existiere mit Augen, Nase, Ohren, Lippen, Wangen; ob es einem Menschen gehöre, der ißt, trinkt, redet, schnarcht, sich schneuzt, lacht, leidet wie unsereins.

Das Entrée war schwierig; es kostete viele Dollars in bar, Herzklopfen und Vorsicht. Der bestochene Hausverwalter von Schönbrunn winkte dem Besucher zu: „Kommen Sie!"

Leise, mit behutsamen Sohlen, überschritten sie die Schwelle zu einem Prunksaal; der Führer voran, der Fremde noch in der Tür. Jener wandte sich bedächtig-wortlos um wie in der Pantomime, sein Kopf deutete nach vorn: „Hier!"

Dem Besucher schlug das Herz bis zum Hals hinauf, als er eintrat. Er sah sich nach allen Seiten um — der Saal war leer. Doch der Führer schon an der nächsten Tür — aus dem blendendes Licht quoll — drehte sich geheimnisvoll nach seinem Gast um und zeigte mit dem Finger geradeaus. Der Amerikaner torkelte dahin; der Puls wollte ihm bersten. Er verneigte den Kopf in der Türe, erhob ihn und sah — niemanden.

Schon steht der Verwalter in der nächsten Tür, macht voll bedeutender Gebärden halt, beugt den Rücken fast bis zum Boden und tritt in dieser Haltung ein. Der Amerikaner ihm nach; der Ohnmacht nah vor Bereitschaft. Er schlägt den Blick im Prunkraum auf — auch der dritte Saal ist leer.

So geht es durchs ganze Haus. Als sie wieder vor dem Schloßportal stehen, fragt der Amerikaner: „Nun, und der Kaiser? Was ist mit ihm?"

„Ja, haben Sie ihn denn nicht gesehen, Mister?"

„Nein! Wo war er??"

Und der Führer voll redlicher Bestimmtheit:

„Nun — — — in allen Sälen!"

Der Kaiser wird gebügelt

Janouschek, der böhmische Zuschneider des Wiener Hofschneiders Bubatschek — in Wien ruht bekanntlich das Schneidergewerbe größtenteils in ehrsamen Tschechenhänden — weiß aus seinem Umgang mit den hohen und allerhöchsten Herrschaften vielerlei zu erzählen. So die folgende Geschichte:

Eines Tages fährt bei Bubatschek der 75jährige Graf Paar, Generaladjutant Seiner Majestät Franz Josef I. vor, um eine neue Uniform zu probieren.

Bei der Anprobe zuckt der alte Graf (der, wie die Wiener Legende behauptet, gleich den anderen Hofwürdenträgern um Franz Josef nicht eine Sekunde vor dem Ableben seines kaiserlichen Herrn das Dasein verlassen durfte) schmerzhaft zusammen. „Hexenschuß“, sagt er erläuternd zu Meister Janouschek.

„Oh,“ erwidert der Zuschneider, „da weiß ich ein sehr gutes Mittel, Herr Graf, lassen Sie sich von mir ausbügeln!“

„Ja, wie geschieht denn das?“ ist des Grafen ungläubige Frage.

„Warten S’ einen Moment!“

Meister Janouschek trägt ein Stück Flanell und ein heißes Bügeleisen herbei. Dann bittet er den Grafen, sich ein wenig zu bücken, legt ihm das Flanellstück vorsorglich über Rücken und Steiß und beginnt nun einige Minuten das Rückgrat entlang den Grafen auszubügeln.

Sichtlich erquickt und gekräftigt, beginnt sich der Graf nach dieser Zeremonie zu strecken. Die Schmerzen sind weg! —

Eindreivierteljahr später betritt Graf Paar eines Morgens des alten Kaisers Arbeitszimmer. Der Monarch scheint moros und übernächtig. „Fühlen sich Eure Majestät unwohl?“ — „Ja, da im Rückgrat, Rheum ...“

Der Leibadjutant lächelt verlegen und erzählt dem Kaiser sein Erlebnis bei Bubatschek. Ob Seine Majestät die merkwürdige Kur nicht auch einmal ausprobieren wolle?

Franz Josef gibt sofort Auftrag, Janouschek und sein Bügeleisen in die Hofburg zu bescheiden. Ein Hofwagen holt den Erstaunten ab.

Eine halbe Stunde sehen die Wände der alten Hofburg ein seltsames Schauspiel: der böhmische Zuschneider Janouschek ist im Begriffe, den Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böh-

men, Fürst von Lodomerien, gefürsteten Markgrafen von Tirol und Vorarlberg, auszubügeln.

Franz Josef konnte danach noch neun Jahre kerzengerade auf dem Thron der Habsburger sitzen.

Der Bart

In einem Münchner Varieté sah ich einmal nach dem Kriege „N. N., den Meistermimiker" auf dem Podium; in der Varietésprache ist der Mimiker ein Mann, der auf einem Tischchen eine Unzahl von Bärten, Uniformröcken, Haarperücken, Borten, Tressen, Kragen und Nasenfortsätzen liegen hat, bei hutschenden, musikalischen Klängen, die leise schon auf den nächsten Charakterkopf hindeuten, mit abgewandtem Rücken Maske macht und dann als „Napoleon III." oder „Johannes Brahms" oder „Kemal Pascha" ein blitzschnelles Kehrteuch vollzieht. Die Masken geben ein stärkeres oder schwächeres Beifallskommando; besonders kräftig prasselt's bei Bismarck, Hindenburg, Friedrich dem Großen nieder, während sich Goethe, Beethoven oder Briand mit einem zustimmenden Murmeln begnügen müssen. Damals aber geschah für meine südländischen, österreichischen Ohren ein Wunder; nämlich: der Mann da oben präsentierte sich, so schiefgeneigten altersschwachen Hauptes, wie man es seit Jahrzehnten aus den gleichen Zeitungsphotographien im Gedächtnis hat, als Franz Josef I. — und nun setzte ein Beifallssturm ein, daß man hätte glauben müssen, der Anschluß würde auf die Firma „Dreibund" überschrieben.

Was ist das? dachte ich. Kundgebung des Südens gegen den Norden? Oder Bejubelung des allverständlichen Symbols der Friedenszeit? Der Maskenvirtuose hätte euch Aufschluß geben können; sicherlich hat ihn die lange Übung seines Handwerks zum politischen Psychologen gewandelt.

Er weiß, daß es, die Völker im Schach zu halten, vornehmlich auf die Einprägsamkeit der Nasen, Glatzen und Bärte ankommt. Und wie erst im Falle Franz Josef, wo ein milder in Koteletten gerundeter Greisenbart vier Generationen nacheinander als Sinnbild europäischen Zusammenhalts schimmerte.

„Des Kaisers Bart" — das war hier nie Streitobjekt; im Gegenteil: Habsburgs zehn bis vierzehn Völkerschaften fanden sich nach Zwist und Hader immer wieder in ehrfurchtsfrommem Anblick dieses Barts zusammen, der von anno 48 herauf die Generalstabs-Physiognomie von sieben Jahrzehnten bestimmt hatte; dieser Bart

war das Patriarch gewordene neunzehnte Jahrhundert, fortlebend noch im zwanzigsten.

Nun aber — o Bosheit des Fatums — hört, was ferner mit diesem Bart geschah! Ich habe die Geschichte von dem Mann, durch dessen Hände sie sozusagen persönlich ging, einem Journalisten, der damals Berichterstatter eines großen Berliner Blattes war.

Der alte Kaiser war gestorben. Dem Antlitz des Verewigten wurde die Totenmaske abgenommen. Der betreffende Journalist nun, sei es, daß er als erster eine Originalphotographie haben, sei es, daß er neue Einzelheiten hören wollte, wandte sich an den Gipsgießer, der dem Medailleur bei der Rohform zu helfen hatte.

„Oh je," meinte der, als der Zeitungsmann bei ihm eintrat, „Se. Majestät muß schon ganz fertig gewesen sein. Oder hat man's ihm zu stark aufgepreßt."

Was war geschehen? Als man dem Toten die Maske abnahm, befand sich darin — „er ist wie ein Flaum weggegangen," sagte der Handwerker — fast der ganze kaiserliche Bart. Der Arbeiter löste ihn zart aus der Form und zeigte ihn jetzt dem Besucher.

„Wollen S' ihn haben?"

Den Journalisten wollte ich sehen, der nicht kaiserliche Bärte in Empfang zu nehmen wünschte, zumal, wenn sie ganze Geschichtsabschnitte illustrieren!

Der Interviewer ließ sich ein Papiersäckchen geben, steckte die Reste hinein, ging mit dem Bart in der Tasche von dannen.

Was mit dem Barte weiter geschehen ist und in welchem amerikanischen Besitz er sich befindet, weiß ich nicht.

Beamtenstreik

Der Österreicher Ferdinand Hinbestellt erwacht eines Morgens. Ein schwerer Druck liegt auf seinem Herzen.

Er hat an diesem Tage:

a) einen wichtigen eingeschriebenen Brief abzusenden,
b) einen Postscheck zu beheben,
c) um Stundung der Einkommensteuer pro 1926 nachzusuchen,
d) sich einen neuen Paß zu beschaffen, da der alte abgelaufen ist.

Noch im Halbschlaf umschwirren sein Ohr die Worte: „... da gengan S' dritte Stiege, zweiter Stock, Abteilung 34, lassen S' sich's abstempeln, gehen dann hinüber, Hauptportal links, zweite Stiege vierter Stock, Abteilung 17... am Montag mit dem Herrn Referenten sprechen... Gesuch ans Landesgebührenzuschlagsbemessungsamt... Sittenzeugnis... Wann S' ein Siebenundachtz'ger sind, müssen S' in die Sechserabteilung... Impfschein... mir san net wegen Ihna da... Damit gengan S' jetzt Boerhavegasse Nr. 11 und da warten S', bis wir Ihna anrufen... Der Herr Referendarinspizient läßt sagen, Sie sollen am Nachmittag kommen... Nach halb drei keine eing'schriebenen Briefe mehr... zweite Stiege, erster Stock, 39..."

Ferdinand Hinbestellt steht auf, zieht sich das dickste Lodengewand an, Kniehose, Stulpen, den Wetterkragen, ein doppeltes Hemd...

„Wohin gehst, Ferdl?" fragt die Gattin.

„Zur Hauptfinanzlandesbezirkspolizeisteuerkommission..."

„Schreibst uns a Karten?"

„In drei, vier Täg bin i eh z'ruck..."

Frau Hinbestellt schnallt dem Gatten den Rucksack um, drückt ihm das zusammenklappbare Stockerl in die Hand, stopft ihm in den Rucksack eine Salami, eine Büchse Sardinen, zwei Orangen und eine Nummer der „Kronen-Zeitung". Den Bergstock zur Seite stapft er hinaus.

Hauptpostamt, Abteilung für rekommandierte Briefe. Hinbestellt schnallt den Rucksack ab, breitet den Hockstuhl auf, zieht die „Kronen-Zeitung", sein illustriertes Leibblatt, heraus. Dann nähert er sich dem Schalter.

„Bitt schön, es handelt sich um einen Brief..."

Jetzt wird, denkt er, der Beamte sagen: „Nach halb vier Schalter 6, dann Schalter 3, Briefmarken..."

Aber der Beamte sagt bloß: „Geben S' her!"

„Und nachher?"

„Was nachher? Die Sache ist erledigt!"

„Ist's nicht zu spät?"

„Nein."

„Richtig frankiert?"

„Was wollen S' denn, i sag Ihnen doch: erledigt!"

Hinbestellt kann sich nicht enthalten, leise, fast schuldbewußt zu fragen: „Ja, wieso?"

Der Beamte raunt ihm bedeutsam ins Ohr:

„Sie wissen net? Lesen S' keine Zeitungen?"

Hinbestellt hat keine Zeitungen gelesen. Die „Kronen-Zeitung" liegt noch unentfaltet.

Aber was ist, was hat er angestellt, der arme Hinbestellt? Er packt Rucksack und Sessel zusammen, marschiert zum Paßamt. Über einer Tür steht in großen Lettern: „Paßbureau".

„Ich bitt schön," sagt Hinbestellt zu dem hier sitzenden Beamten — es ist nur einer hier, wahrscheinlich der Diener — „an wen muß ich mich denn wenden behufs Erteilung zwecks Auskunft betreffs Erlaubnis rücksichtlich Ansuchens zur Ausstellung eines neuen Passes?"

„Wie reden S' denn?... Geben S' den alten Paß her, hier kriegen S' gleich den neuen!"

„Per Post?"

„Nein hier direkt von mir, in drei Minuten."

Dem Hinbestellt fällt die Salami aus dem Rucksack. Er findet in dieser befremdenden Situation bloß die Wort: „Muß i Straf' zahlen?"

„Wofür," lächelt der Beamte, „weil S' den Paß kriegen?"

Hinbestellt wagt es, aus dem Traum, in dem er sich offenbar befindet, drei Schritte in die Wirklichkeit vorzutreten, hart ans Ohr des Beamten:

„Ich bitt, was ist denn?"

„Ja, lesen S' keine Zeitungen? Wissen S' nicht, was los ist? Sie sind mir ein schöner Österreicher!"

Hinbestellt simuliert Verständnis, nimmt den Paß entgegen, wandert zunächst zum Postscheckamt, wo er ein und dasselbe erlebt. Als er zum Einkommensteueramt kommt, ist seit dem Ver-

lassen des Hauses nicht mehr als eine halbe Stunde vergangen. Diesmal handelt sich's um Stundung!

Er packt seine dreißig abgegriffenen Papiere zusammen und ist trostlos. Das wichtigste fehlt ihm: der Impfschein des Vaters!

Er verhehlt seine diesbezüglichen Bangnisse dem ersten Beamten nicht.

„Was", schreit ihn dieser an, und Hinbestellt erwacht in diesem Augenblick aus seinem unösterreichischen, ja staatsunterwühlenden Traum. „Was? Der Impfschein des Vaters? Wo leben wir? In Indien?" Hinbestellt erzittert. Und der Beamte fährt tobsüchtig fort: „Was haben S' da in der Hand? Was ist das für ein schmieriges Papierlzeug? Her damit!" Er reißt ihm das heilige, hundertachtzigfach abgestempelte Bündel aus der Hand, zerfetzt es in tausend Stücke, trampelt wie ein Rasender drauf herum und sagt: „Das hat sich Gott sei Dank jetzt aufgehört!" Und barsch hinterdrein: „Die Stundung ist bewilligt!"

Das ist zuviel. Es trifft Hinbestellt, der sich gerade wieder anschicken wollte, zu fragen: „Was ist denn los heute?" und die Antwort darauf vorher wußte: „Ja, lesen S' denn keine Zeitungen?" wie ein Schlag auf die Brust, daß er momentan aus dem Schlaf emporfährt, vor sich auf der Bettdecke die auseinandergefaltete „Kronen-Zeitung", deren Lektüre er auf einen Nach-Nicker unterbrochen, mit der quer über die Seite strotzenden faustdicken Überschrift:

Heute Beamtenstreik!

Bezirk der Werbezirk

Werbezirk.

Auch, wer Klangtüfteleien nicht leiden mag, muß gestehen, daß dieser Name so barock und zugleich trivial wirkt wie seine Trägerin; er ist Christian-Morgenstern-Erfindung (abwandelbar durch sämtliche Fälle) und gemeine Realität; kündet einen Bezirk — und welchen andern, als jenen bestimmten, Leopoldstadt genannten, den Kaiser Josef II. den Wiener Juden als Domizil zuwies? — stellt ihn aber durch die Vorsilbe wieder unbestimmbar in Frage. Das ist die ganze Frau Werbezirk, dieser unwahrscheinliche faux pas der Schöpfung, dieses Jargonwunder an Leib, Seele und Stimme!

Die Leopoldstadt hat der deutschen Nation schon eine Reihe großer Naturen geschenkt: den Zauberer Reinhardt, den Weltenzimmerer Bronner-Bronnen, die Mondelfe Bergner, die Königin Massary — aber, wer von ihnen war so unverfälscht, so zügellos, so urfärbig wie Frau Werbezirk? Und bei wem stammt das Unwahrscheinliche, auf das es in der Kunst doch immer ankommt, so wie bei ihr aus der Selbst-Entblößung statt aus der -Bemäntelung?

Andere (die meisten!) dämpfen ihre Urstimme zu Tod. Sie leben von ihr, aber sie machen sie durch Drosselung produktiv. Die Werbezirk aber läßt sich von ihr überschreien. Punktlos setzt ihr gutmütig-borniertes Hennengegacker über alle Dämme und Ufer. Sie überhört die Menschen, übersieht die Situationen aus dieser fidelen Verschwatztheit; und steht darum immer dumm und überlegen zugleich im Possenwirbel. Der Faden ihrer Rede läuft innerlich fort, wenn er auch nach außen abreißt, und knüpft über flüchtige Verlegenheiten hinweg gleich wieder neu an, im Diskant fröhlichen Gekeifes. Suche ich nach einer Formel für diese sonderbare weibliche Erscheinung, so scheint mir das Wort am treffendsten: sonniges Klimakterium.

Wenn man dieser Frau, aus deren verzogenem Vollblutprofil ein himmelblaues, heiteres Aug blickt, gegenübersitzt, sie mit ihrer unbetonten Schnatterstimme treppauf, treppab plaudern hört, jede Silbe ein lapsus linguae, jeder Ton ein Exzeß, wenn man Zeuge dieser Selbstgesättigtheit wird, die einen wie Unverschämtheit anknallt — dann könnte man über den Spezialfall hinaus den Komiker in seinem Wesen erfassen: als einen Scheuklappen-Träger. Nämlich als unverdrossenen Geradausgeher, Nicht-rechts-noch-

links-Blicker, Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand-Spazierer, der seine Rede vollkommen ohne Kontakt mit den übrigen abspulen läßt und niemals aus dem Trab kommen kann... nun, weil ihn die Natur eben mit der Unfähigkeit, seinen Nebenmann zu sehen oder hören begnadet hat. Gelangt dieses Talent an einen Menschen von der Stämmigkeit, der Unsymmetrie und dem unterspickten Phlegma der Werbezirk, dann versöhnen sich Frosch und Nachtigall; die Welt wird ruhig, der Hader schweigt, und es singt die Disharmonie der Sphären.

Ein ruhender Pol ist Frau Werbezirk im Leben wie auf der Bühne; von ihr strahlt eine Luft aus wie von einem ausgekühlten Küchenherd. Sie dankt dem Schicksal, daß es ihr Anmut versagt hat. „Was wär sonst aus mir geworden?... Ich wär in Preßburg geblieben als Liebhaberin. Oder bei Jarno: ein Dienstmädchen — Frau Werbezirk. So aber bin ich herausgefallen" — sie kreischt es ein zweites Mal — „Herausgefallen!..."

Apropos: alle Beschränkten sprechen mit den anderen wie mit Schwerhörigen — eine Oktave Eindringlichkeit höher.

Wenn Frau Werbezirk es tut, so ist es Selbstparodierung; sie hat sich ja auch den Gesichtskreis der kleinen Leopoldstädtischen Geflügelfrauen zu eigen gemacht, die um das Fett der Gans feilschen und über ihre Bretterbude hinaus kein Stück der Welt sehen; das ist ihre geniale sachliche Unromantik. Einmal war sie in Venedig. „Hören Sie mir auf mit dem Venedig!" sagte sie bei der Heimkehr. „Wer halt das aus? Die ganze Nacht streiten sich die Einspänner (Droschkenkutscher) von die Gondeln herum. Und wenn etwas ans Haus klatscht, so ist es keine Woge, sondern eine tote Katz!" Daß eine Gondola eine Droschke ist — allen Hochzeitsreisenden und Romantikern einzuschärfen! —, weiß ich erst von der Werbezirk. Aber ich verdanke ihr noch einiges:

„Ein Couplet darf man nur aufsagen — wenn man es vorträgt, merkt jeder, daß es blöd ist."

„Je mehr die Leut lachen, desto mehr schimpft die Kritik."

...Eine Geflügelfrau könnt' einen Lessing lehren!...

Wie schreibt man über einen Boxer?

So:

Ferdinand Hinterleitner.

Diesseits und jenseits des Ozeans bekannt unter dem Namen: „Die Ohrfeige“ („box on the ear“).

„Go on Ferry!“ ruft Chicago, wenn er zum Schlag ausholt.

„Reneamniada“ (Renn' eahm nieda!) rast die Arena von Bangkong.

„Die Ohrfeige“ stellt in seinem Bizeps das Ansehen des sterbenden Europa vor der Umwelt wieder her; sein Heimatsort hat einen Ratssitz im Völkerbund erhalten nebst einem unverzinslichen Darlehen.

Europa wölbt ihm die zusammenfliegenden Brauen; hier ist die Abwehr eines falschen denkerischen Singularismus (Weltkrieg!) zu prägnanter Ausdruckslosigkeit erstarrt; das Göttliche flieht unverfolgbar in die Schläfen zurück. Das Auge ist ametaphysisch; der Mund entschlossene Synthese aus Gleichmut und Lässigkeit. Die Nase geballtes Erstaunen. Er ist restlose Abkehr von der Physiognomik eines Geschlechtes, das von seinem Helden noch in dichterischen Wendungen sprach wie: „Er berührt mit seinem Scheitel die Sterne“, oder: „Er hält mit den Göttern Zwiesprache.“

Ich wohnte drei Wochen bei Ferry, um ihn zu studieren.

Unmöglich, dieses Antlitz je nicht zu vergessen! Undenkbar, es von den Millionen anderer, denen gegenüber es den Vorzug erhöhter Ähnlichkeit mit den andern aufweist, bis zur Kenntlichkeit zu unterscheiden!

Ich teile hier seine Maße mit:

Brust: 1 m 60; Oberarm: 75; Unterarm: 75; Hals: 54; Entfernung von der Nasenwurzel bis zur Stirn: 3; Neigung des Hinterschädels: 90 °.

Er lebt nach der Uhr: Schlag 6 Uhr läßt er sich wecken; steht zwischen 9 und 10 Uhr auf; jedesmal sogleich nach dem Frühstück. Um die Mittagszeit nimmt er sein aus Suppe, Fleisch, Gemüse und Mehlspeise bestehendes Mahl ein (die Zusammensetzung erfolgt auf seinen ausdrücklichen Rat). Der vorgeschriebenen Diät gemäß hält er sich von Schiffszwieback, eingelegten Bananen, Schildkröteneiern und rohem Knoblauch fern; Himbeerwasser und Renntiermilch sind auf seinem Tisch verpönt. Punkt 3 Uhr geht er einer

beliebigen Beschäftigung nach. Dann heißt es Trainieren: Schlagen, Schmieren, Punktrollen und bei beginnender Ermüdung oder Schläfrigkeit: Mensendieck. Denkarbeiten sind ihm vom Trainer verboten. Er nimmt es hin. (Ein Kind.) Am Abend heißts dann wieder: Essen! Und es ist rührend zu sehen, wie der Bärenstarke, Mythushafte sich, wenn ihn ein Getränk stärker angreift, widerstandslos ins Bett gleiten läßt.

Ich legte ihm einige Fragen vor:

„Welche Bücher lesen Sie?"

„Am Abend nimm i die halbe Zeitung am Aburt aussa."

„Womit befassen Sie sich in der freien Zeit?"

„Trainieren."

„Und in der andern?"

„Trainieren."

„Ihre politischen Ansichten?"

„Da schauen S' her, mei Pratzen!"

„Ihr Verhältnis zur Philosophie?"

„Oarsch."

„Welche Musiker lieben Sie am meisten?"

„Mtata... mtata... mtata..."

„Lieblingsfarbe? Lieblingsgeruch? Lieblingsspeise?"

„Gselchts. Gselchts. Gselchts."

„Ihre Einstellung zum Erotischen?"

„Wann sa si trifft."

„Was halten Sie von der Völkerversöhnung?"

„Durchwatschen, wer si net versöhnt!"

„Noch eine Frage: wen stellen Sie höher, Nurmi oder Einstein?"

„Wer der Bessere lauft, ist der größere Physikalist."

Ein Wort, das die Menschheit auf ihre Zukunftsfahne schreiben sollte! Es lebt und atmet die Naturprominenz dieses Vorläufers, in dem der Mensch nach Jahrhunderten wieder kühn aus dem Individuellen ins Gattungsmäßige, sozusagen: Zoologische vorschreitet und dessen Wahlsprüche lauten (ich bat, sie unsern Lesern mitteilen zu dürfen): „Dös Eigene muß wegtrainiert werden!" und: „Jeder Mann sei Watschen!"

Erlebnisse eines Monokels

Ich bin Monokel-Träger. Doch mein Monokel ist — ich muß das zu seiner Ehre sagen — ein Friedensmonokel. Es ist im Jahre 1909 auf die Welt gekommen und hat nichts mit den falschen Kollegen zu schaffen, die sich nach dem Krieg über die Gesichter der teils geldverdienenden, teils hosenverlierenden Menschheit verbreiteten und seither so manchem Intellektuellenantlitz einen Stich ins Feudale zu geben hatten. Es ist ein einsames, ein gutrassiges, ein ganz unhysterisches Monokel.

Sonach bestände kein Anlaß, sich weiter mit ihm zu befassen, wenn es nicht mit seinem Besitzer eine unheilvolle Eigenschaft teilte: den Hang zu literarischer Betätigung. Doch wer wollte das einem Monokel wehren, da „Schauen" und „Schreiben" doch fast identische Begriffe sind? Nicht alles von dem, was mein Monokel festhält und mir in stillen Stunden ins Ohr raunt, ist für die Öffentlichkeit bestimmt. Einen Teil davon kann ich jedoch nicht umhin, so wörtlich wiederzugeben, wie es mir mein Monokel diktiert:

Ich wurde an einem sonnigen Maitag gekauft. Der Verkäufer wischte mich mit einem kleinen Lederlappen, nahm mich zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt mich gegen die Ladentür. Ich erblickte, in unendlicher Verkleinerung, zum erstenmal das Gebäude der Wiener Hofoper.

Kindheitseindrücke bestimmen die Sympathien. Ich liebe seitdem dieses Haus.

Traurige Monokel-Kindheit!... In jedem Augenblick um seine zarte, zerbrechliche Existenz bangen!

Doch darf ich nicht klagen. Ein gütiges Geschick kam meinen ersten Tagen zu Hilfe. Erstens bin ich ein sogenanntes Muschelglas, das heißt: ich bin so beleibt und ausgerundet zur Welt gekommen, daß mich die Wimpern meines Trägers nicht berühren. Zweitens hat mein Herr dicke Tränensäcke. Vielleicht tut das seiner Schönheit Eintracht. Mir jedenfalls gaben diese Verdickungen unter seinem Augenlid frühzeitig Halt. Wenn ich manchmal ins Rutschen geriet und meinen letzten Augenblick gekommen wähnte, so hielt ich mich da unten fest wie der Tourist am Klettereisen.

Ich werde in dieser Lage — Schwebestütz zwischen Braue und Backenknochen — keine gute Figur gemacht haben.

Aber ich war damals wenigstens noch wohlgelitten. Man lächelte mich an, kniff das Auge zu, bewies mir Huld.

Heute ist es anders...

Herr über den Wolken, warum gebe ich so viel Ärgernis? Ich schaue die Welt freudig, feierlich, blitzblank gelaunt an — warum blickt sie so gallig und boshaft zurück? Ich möchte das Lachen ins Glas fassen — warum verewigt sich in mir das streitbare Antlitz der Minderwertigkeitskomplexe?

Ei der Tausend, was für ein Fremdwort? Ja, ich bin eben gebildet. Ich habe minus 3,5 Dioptrieen (bei 42 mm Durchmesser) und bei solchem Konkavschliff kommt man schon als Gelehrter auf die Welt. Die Konvexen unseres Stammes sind viel ungebildeter und dümmer — wahrscheinlich, weil sie zum Lesen dienen und nicht zum Schauen. Und von meinen Doppelgängern aus Fensterglas will ich überhaupt nicht reden — sie sind aus der Zeit verschwunden wie die Gardeleutnants, deren Aug' sie zierten.

Aber gerade diesen ausgestorbenen Wesen, glaube ich, verdanken wir einen Teil unserer Unbeliebtheit. Man nimmt uns als ein Merkmal des Klassenhochmuts — wie verkehrt! Wenn die Leute ahnten, wie wenig Geld manchmal mein Herr bei sich hat! (Oder hassen sie mich, weil sie es ahnen?)

Wenn in den ersten Tagen ein unfreundlicher Blick an mir hängen blieb oder ein Lippenpaar in die Breite ging oder wenn es von einem Fahrrad her „Ksch-ksch" machte, hatte ich gute Lust, an mir einen Zettel zu befestigen, der den Einwohnern der Stadt auf den ersten Blick meinen Nutzzweck deutlich machen sollte: „Armer, linksseitig kurzsichtiger Mann bittet um gütige Blicke." Vielleicht hätte auch ein Schildchen mit Angabe der Dioptrieenzahl genügt. Der Mensch ist ja von Natur aus mitleidig.

Das erfuhr ich auf etwas schandhafte Art während des Krieges. Das heißt: die Schandhaftigkeit lag da auf Seiten meines Herrn. Er war in einem Infanterieregiment als Einjähriger eingerückt, unerschrockener Stützer des Hinterlands. Man kann sich denken, wie kläglich ihm zumute war. Seine Montur, wiewohl nur im Kasernendienst abgenützt, sah aus, als hätte sie Gorlice und Limanowa mitgemacht. Dabei fielen ihm, wie es in der Horazschen Ode heißt: „unter dem Schermesser die Locken". In diesem Zustand bekam er plötzlich, sei es, daß er sich durch meine Hilfe von den anderen unterscheiden, sei es, daß er mich als kostbare Erinnerung an sein ziviles Dasein aufbehalten wollte, eine

heiße Sehnsucht nach mir. Was tun? Er wendet sich an den Oberarzt der Kompagnie. „Ich leide an einem nervösen Zucken des Auges“, sagt er, „das wirkt bei einem Soldaten Seiner Majestät komisch. Es kann auch zu einer Schwächung der Hinterlandsmoral führen, denn die Leute meinen unfehlbar, ich sei ein Kriegsverwundeter, der trotz der erlittenen Granatenpsychose noch Dienst machen müsse. Aus diesem Grund ersuche ich Sie um die Erlaubnis, ein Monokel tragen zu dürfen. Das Monokel verhindert nämlich mein Auge, indem es die Lider steif auseinanderspannt, an jeder zuckenden Bewegung.“

Der Arzt stellte den gewünschten Schein aus. Österreich war ein mildes Land.

Doch was war nun die Folge? Einmal, daß sich bei jedem Marsch durch die Straßen die Fenster rechts und links öffneten und lachende Gesichter nach dem Mann unten riefen, der in einer zerknüllten, erdfarbigen Montur, aber ein Monokel im Auge, mit seinen braven Landsturmkameraden in Reih und Glied mitzog. Dann, daß auf der Straßenbahn oder in Lokalen manche Offiziersantlitze staunend, verblüfft, ja bestürzt bei meinem Anblick zusammenzuckten, mich eine Weile angestrengt visierten, bis sie sich zur Frage entschlossen: „Einjähriger, was ist das für ein Unfug?“

Ha, ihr hättet da meinen Herrn sehen sollen, wie er beflissen und triumphierend den ärztlichen Dienstzettel vorwies! Und welcher Respekt nunmehr seiner, das heißt meiner Spur folgte!

Und dabei hat mein Herr, im Vertrauen gesagt, das Zucken auf dem anderen Auge.

Er ist überhaupt ein merkwürdiger Mensch.

Oft wenn ich gegen morgens schlaflos auf dem Nachttisch liege, indes er so stark schnarcht, daß die Schneiderrechnungen, Liebesbriefe, Zeitungen um mich zu flattern beginnen und Zigarettenasche wie Wüstensand auf mein Gesicht bläst, muß ich bei mir denken, wozu mich der Schläfer neben mir, allen Ungelegenheiten zu Trotz, so standhaft durchs Leben trägt. „Ich bin von Beruf Psycholog“, erwiderte er einmal, indem er mich vom Auge nahm und wie einen geheimnisvollen Apparat vorwies, einem Freund. „Das heißt, ich sammle, wie ein anderer Blumen sammelt oder Schmetterlinge oder Briefmarken, Gesichter. Das Monokel ist mein Schmetterlingsnetz, meine Botanisierbüchse, mein Briefmarkenalbum. Hier hinein schaut nämlich jedes Gesicht — und das ist für den Psychologen unschätzbar! — mit seinem dümmsten

Ausdruck, mit einem spöttischen Mund, den der Schlag gerührt hat, mit einem überlegenen Auge, in dem sich das Selbstbewußtsein auf die Zehen stellt. Es photographiert sich in meinem Monokel selber, als hätte ich vorher gerufen: „Bitte, kein freundliches Gesicht!" So ist die Physiognomie der Zeitgenossen in meinem Monokel aufbewahrt. Ja, dieses Monokel hat mich zum Menschenfeind gemacht — aber ich verdanke ihm meine Kenntnis der Welt..."

Armer, vielgeprüfter Herr, — ich werde schuldbewußt, wenn ich ihn so reden höre.

Wie gefährdet und unwirtlich ist meinethalben sein Dasein! Wieviel Unbeliebtheit heimst er auf seinen täglichen Wegen ein! In wieviel Affären und Prozesse habe ich ihn hineingezogen!

Wohin ich mit ihm komme, steht schon Gelächter Spalier. Aber nicht gutes, frohes Lachen, nein, eins, dem ich die karge Mittagskost ansehe, ein Lachen so grün wie Wirsingkohl und so gelb wie Stullenaufstrich. Fahre ich mit ihm auf der Untergrundbahn, so will uns gegenüber gerade ein Ellbogen sacht an den anderen stoßen, um ihm in aller Verstohlenheit zu melden: „Kiek mal det Affenjesicht!" Überqueren wir zusammen einen Fahrdamm, so meck-meckt mir was ins Ohr, ein Schnalzen wie aus Kutschermund oder flottfröhliches Trara — und ist, wenn ich mich umwende, wie weggeblasen; bloß zwei bekümmerte Augen schauen mich an, harrend und schuldlos.

Übrigens bewahren die Protokolle des Strafbezirksgerichts, Wien I, die Geschichte meines äußeren Lebenslaufs.

In ihnen kehrt wie die Anfangszeile in den heiligen Suren der Satz wieder: „... der Beschuldigte trat auf ihn mit den Worten zu: „Warum gaffen Sie mich so an?"

Mein Herr ist infolgedessen mehrfach vorbestraft: wegen Beleidigung, Nichtfolgeleistung und Erregung öffentlichen Ärgernisses. (Öffentliches Ärgernis? Daß ich nicht lache! Wegen dieses Delikts müßte man mich selber einsperren, nicht meinen Träger.)

Einmal auch wegen Amtsehrenbeleidigung. Das war, als mein Herr einst in bitterkalter Nacht und dennoch nur von einem dünnen Überzieher bedeckt, seinem Heim zuschritt. Ein Wachmann, der sich gerade mit einem Würstelmann unterhielt, konnte sich bei meinem Anblick des Rufs nicht enthalten: „Recht z'nepfte (abgerissene) Leut gehen heut umeinand mit Monokel!"

Ein anderes Mal sollte er den sogenannten Offenbarungseid lei-

sten; das heißt: auf Gläubigerauftrag vor zwei angezündeten Kerzen den Schwur ablegen, daß er außer mir und seiner Weltanschauung nichts besitze. Aber in dem Augenblick, wo er die zwei Finger der rechten Hand aufhob, fuhr der gegnerische Anwalt, wohl, weil meine Gegenwart ihm zum Inhalt der Formel zu widerspruchsvoll erschien, auf ihn los: „Geben Sie das Monokel herunter, bevor Sie schwören!" Es endete gleichfalls mit Geldstrafe...

Ich werde alt. Da geht man in sich und versucht die Dinge auch von der anderen Seite anzuschauen.

Es geschieht, daß ich häufiger als früher den Gründen meiner Verhaßtheit nachspüre. „Die Leute mögen dich nicht", sag ich zu mir, „weil du dich wie ein Fenster zwischen Auge und Welt stellst, als sollte das eine von der anderen nicht zu nah berührt, sozusagen beschmutzt werden. Du erscheinst ihnen wie ein gläsernes „Drei-Schritt-vom-Leib". Dann aber machst du das Auge so unbeweglich, daß es den Menschen Teilnahmslosigkeit an ihrem Treiben zu künden scheint — ist das nicht Überhebung? Endlich: Du vergrößerst das Auge, Glas und Augapfel wird eins und das Volk, ohnedies in allen Lebensgütern verkürzt, fragt sich: wie kommt dieser Mann dazu, ein größeres Auge zu haben als wir?"

Triftige Gründe — doch manchmal seh ich auf den Grund.

Das ist, wenn mich im Gewühl der Straße oder vom Tisch eines Restaurants plötzlich etwas frech und tot anblitzt — ein Monokel.

Baramerika

Die Örtlichkeit

Die Bar ist die Kammerbühne des Hotels; hier werden die kleinen zarten Stücke aufgeführt, wie „Entre nous“, „Erste Vorbesprechung“, „L’aperitif“.

Demgemäß dürfen sich die Kellner in devoter Vertraulichkeit üben.

Auf den hohen Sesseln, im Angesicht des Mixers, nimmt Amerika Platz; man erkennt es an dem unentwegt auf dem Kopf befindlichen Hut, einer zerknitterten Massivität des Rocks und daran, daß sich die Beine statt auf einer Sesselsprosse auf dem Nachbarsessel befinden.

Hier bin ich bei einem drink erlauchten Männern näher gekommen; Vertretern des hundertprozentigen Amerika.

Es ist allerdings in der Bar eine Seltenheit.

Häufiger sind jene Amerikaner anwesend, deren leichtfaßliche Unterhaltung sich in folgenden Kernsätzen abspielt:

„He has“ (ergänze money).

„He has not“ (ergänze: money).

„He will give“ (ergänze: money).

„He will surely not give“ (ergänze: money).

In komplizierteren Fällen lautet sie so:

„You believe, he is trefe?“

„No. I am sure, he is a kosher fellow.“

„You mean so, indeed?“

„I shall so live!“

„But I thought, he must be an oisher?“

„Never in life. He is at all a nebbich.“

„And you would not give him?“

„I dont be meschugge!“

Auf diesem spärlichen Vokabular fußt der halbe Welthandel. Und die ganze Filmindustrie. Es ist eine Sprache, zu deren Erlernung nichts als etwas Verlernung des Deutschen gehört.

Freddy mixt unverdrossen. Und er verliert seine Fassung auch dann nicht, wenn Baramerika, des Würfelspiels müde, sich seinem Heimweh in einem Gespräch überläßt, dessen Anfangsworte lauten:

„You know Lodz?“

„If I know!“

Wie wird man Amerikaner?

Aus Vorhergehendem leicht zu folgern:

Man werde mindestens 40 Grad östlich von Greenwich geboren; doch keinesfalls westlich von Kiew und Bialystok.

Man verwende die in der deutschen Sprache konsumierten Fehler als Baugerüst für die englische.

Man stülpe den Hut über die Stirn, daß er die Ohren bedeckt.

Man betrachte jede Sitzgelegenheit als Fußstütze; gehe an keinem Tisch, Barpult oder Piano vorbei, ohne sie als Sitze auszuproben.

Man werfe sich so tief in den Fauteuil, daß die Beine um das Doppelte der natürlichen Größe verlängert erscheinen.

Man begrüße seine Bekannten durch einen Ruf, in dem sämtliche Vokale durcheinanderbrodeln: „Eiaoou?" Man verabschiede sich mit dem Ruf: „Eiaoou?!" Auf die richtige Lautfolge kommt es nicht an; mehr darauf, daß der Kopf hiebei nicht aus seiner Lage kommt.

Das Ergebnis dieser Verhaltungsmaßregeln ist ein ungeahnter Kredit.

Frühere Zeiten hochstapelten nach oben; zum Hereinlegen der Umwelt empfahl sich die Haltung eines Marquis, der Dreß eines Chevaliers, die Gebärde eines Großherzogs. Das wären heute sichere Wege, als schlechtgenährter Ex-Offizier oder gutgenähter Eintänzer erkannt zu werden.

Für die Gegenwart taugt das umgekehrte Verfahren; man hochstapelt ertragreicher nach unten. Je hausknechtischer deine Allüre — desto größer dein Dollar-Nimbus.

Man hält dich dann mindestens für einen picture-maker (picture = Film).

Fehlt's dir an den nötigen Redewendungen?

Nimm zu den oben erwähnten noch diese:

„He is a hard fellow." (Er zahlt nicht gern.)

„He is the best." (Er zahlt.)

„I'll make a contract." (Das Geschäft ist gemacht.)

„I can assure you — a ganeff!" (Er scheint mir ein bißchen unreell.)

„Osser has he money!" (Er hat gar kein Geld.)

Mehr braucht's nicht zur transatlantischen Verständigung; Baramerika versteht dich und sich kraft eines inneren Gehörs, das Ido und Volapük überflüssig macht: The souls Jewish accent.

Die Kollegin

Ab und zu halte ich Stegreif-Vorträge. Mein rednerisches Gebiet erstreckt sich von Stendhal, sexus, Voltaire bis zum Heurigen und der Prater-„Hutschen". Wie habe ich den Ausüber über einer solchen Kunst genannt? Das arithmetische Mittel aus Nietzsche und einem Bauchredner. Welche richtige Formel! Voilà!:

Kürzlich, vor einem Vortrag, steht an meinem Bett im Wiener Hotelzimmer das neue Stubenmädchen. Es stammt aus Innsbruck, ist siebzehn Jahre alt und vereint in sich alle wangenroten Reize, die man unter dem Begriff „lebfrisch" zusammenfaßt.

Sie könnte in einem Bauerndrama vorkommen und das „Sakra, sakra Deandl!" ein- ums andremal um sich schnalzen hören.

Jetzt bleibt sie, das Badelaken bereitend, unschlüssig stehen.

„Was san S' denn Sie?"

„Ich? ... Mein Beruf?"

„Jo ... i man, was Sie hier in Wean machen ... was Sie sein?"

„Ich bin ... — Vorträge halt' ich. So Reden ..."

„Wo?"

„Im Konzerthaussaal."

„Konzerthaus? Das hab i no net g'sehn. Wo is' denn?"

„Beim Eislaufplatz das große Haus."

„Ah ja ... beim Stadtpark, i woaß schon ..." (Eine halbe Minute Nachdenken.)

„Und was machen S' dort?"

„Ich sprech vor dem Publikum."

„Ah!!" — Erleuchtung im Auge — „ein Artist san S' ... net woahr?"

„Ja ... ich bin ein Artist."

„So. Dann —" Sie bückt sich, nach einem raschen Blick zur Tür, raunend vornüber. „... kennen Sie die Anna Eigel?"

„Die Anna ... J—a ... natürlich, gewiß, die kenn' ich ... sehr gut ... die Eigel."

Sie erschrickt, da ich den Namen so laut ausspreche, sieht beschwörend nach der Tür.

„I bitt Ihna ... net so laut ... sie is nämlich mei Tant ... die Schwester von mein' Vattern!"

Soll ich jetzt bewundernd oder entsetzt blicken?

„Ihre Tant'? ... Aber nein!"

„Jo ... mei' Tant'. Aber i bitt Ihna, reden S' nix ... können Ihnen vorstellen, wenn's die Leut im Haus erfahren, hab i ka Ruah ... die spotten und frozzeln mi nachher ...“

„Eigl ... Eigl ... ja, ich weiß schon ... ich kenn' sie ... ich hab den Namen schon g'hört ... aber ich weiß nimmer genau ... was is sie denn?“

„No ...“ — dicht an mein Ohr —: „... die Tätowierte aus'n Wurstelprater!“

Und während mir rasch die Erinnerung an die Riesendame im Prater durchs Hirn zuckt, deren ganzer Leib mit pikanten Bildern bemalt ist, resümiert die Nichte:

„... weil S' halt auch ein Artist san!“

Wie ich ihn sah

Paralegomena zu Peter Altenberg

Von Peter Altenberg bestehen selbst unter denen, die an seiner Seite vom Kindermann zum Eckermann avancierten, noch immer falsche Vorstellungen.

Narr, Kind, Dichter — Mischung aus Pfarrer Kneipp und Diogenes — beglatztes Muttersöhnchen — Sokrates des Café „Griensteidl" — Falstaff und Prinz Heinz in einer Person — jüdischer Verlaine — durchgefallener Genie-Maturant — das sind die Kennworte, die ihn zu definieren versuchen. Alle richtig, aber erst in ihrer Summe wahr.

Ich will hier nicht tief schürfen. Es genügt mir, Paralegomena zu bieten, Privatdeutungen, die sein Wesen aus der essayistischen Legende in die Verständlichkeit zurückholen.

Der Schöpfer ist ein Diurnist

Man glaubt, daß dieser Satz auf P. A. und seine strotzende, ins Tag- und Nachtleben ergossene Vitalität nicht anwendbar ist. Man hält seine Skizzen und Gedichte für die geschriebenen Überbleibsel eines gelebten Lebens. Das trifft nicht ganz zu.

Mag er sich auch von den Papierseelen vor allem dadurch unterschieden haben, daß er schrieb, um zu leben, und nicht umgekehrt, so war doch auch in seinem Gesicht und Gehaben oft jene innere Mühsal wahrnehmbar, die andeutet, daß sich alles Tun eines Menschen um die zwei Stunden tägliche „Fron an der Form" gruppiert. Inmitten von Exaltation, Besoffenheit, Eifersuchtsschmerz und Selbstverspottung, wenn die Lebenswogen ganz hoch zu gehen schienen, zog er sich plötzlich umnebelten Auges nach innen und bekam den unfrohen Gesichtsausdruck eines Menschen, der sich sozusagen Knöpfe macht ins Sacktuch seines Denkens.

Da merkte man, er dichtet schon jetzt. Falstaff, Diogenes, Prinz Heinz weilen am Schreibtisch. — Auch dieses Menschen Vitalität war oft verkappte Kunstqual.

Das Grammophon seiner selbst

Ferner war er aber ein Schauspieler des Lebens, die Welt seine Bühne.

Von den Schauspielern verlangt man (und vor allem in Wien), daß sie immer nur das Rollenfach spielen, in dem man sie kennt.

Altenberg, der ein Narr war, mußte ihn außerdem spielen. Oft sprach er Originaldinge und Originallaute, wie einen Refrain, scheinbar sich selber frotzelnd, in Wirklichkeit den belustigten Hörer.

Er hatte bekanntlich zwei Tonfälle; einen, der wie Blechgeschnatter klang, und dann den des heisern, augenrollenden Säuferwahnsinns. (Ein Delyriker.) Die beiden Tonarten schnitten sich oft in einem Satz.

In dieser Sprache gab er seine „Vorstellungen".

Jemand kam und sagte: „Ihre Weste gefällt mir!"

Altenberg darauf: „Da kommen Leute zu mir, die sagen: Schaun S', Herr Altenberg, ziehn Sie sich doch lieber eine normale Weste an — einen andern Hut, einen anderen Rock — andere Schuhe — andere Hemden — andere Krawatten — nein!!! *Ich mag nicht!*"

Der Hörer lachte, Altenberg wurde melancholisch.

Etsch!

Die Hereingelegten waren dabei seine Wörtlichnehmer, die Leute, die ihm, ohne zu wissen, wo sein Ernst anfing und seine Selbstpersiflage aufhörte, die Begeisterungen nachschmockten.

So gilt er den meisten als ein fanatischer Troubadour. Die jungen Mädchen aus Bürgerhäusern, die er angebetet, deren Schlaf er gegen rohes mütterliches Aufwecken verteidigt, deren Romantik er besungen hat, legen sich gern einen Band Altenberg unters Kopfkissen.

Sie dürften den Altenberg-Brief nie zu Gesicht bekommen, den der frühere Schauspieler und jetzige Hollywood-Regisseur Mendes in seinem Besitz hat! Eine satanischere Revozierung sämtlicher ihm zugeschriebener Ideale war noch nicht da! Schade, daß dieser Brief der mit dem typischen Wort „Etsch!" beginnt, nicht zu veröffentlichen ist.

„Etsch!" das war nicht bloß seine Devise gegen die nachbetenden Snobs, sondern gegen alle, die vom Originalmenschen statt lebendiger Vielfältigkeit Konsequenz verlangen und nicht ahnen, daß die Wahrheit ein Nebeneinander ist, ferner gegen sich selbst, den ewigen Hereinfaller des Enthusiasmus.

Der Märtyrer seiner Verkündigungen

Vielleicht war dieses „Etsch!“ seine Rache für jene zahlreichen Augenblicke, wo er Vorstellungen geben mußte und gezwungen war, ad oculos spectatoris nach den eigenen Regeln zu leben.

Da war ein braver Prager Wäschefabrikant, der ideale Mäzen, weil kindlicher Wörtlichnehmer des Dichters, der lud mich und Altenberg zu einem Schmaus ins Hotel Imperial.

Der Fabrikant, der sich als gelehriger Schüler des Verfassers von „Prodromos“ erweisen wollte, bestellte nichts als Pürees, Eierspeisen, Spinat und dergleichen. Altenberg, der sich endlich einmal vom getrüffelten Fasan aufwärts hätte sattessen können, bestellte grimmigen Auges das gleiche.

Mich ging die ganze Sache nichts an. Ich aß Rostbraten, Pommes frites, Omelette Stefanie — barbarische Gerichte.

Altenberg schielte neidig zu mir herüber. Endlich zischte es an mein Ohr: „Wie kann ein begabter Mensch soviel fressen!“

Sein Verhältnis zu den Verehrern

war so:

Die den Takt hatten, ihm Geld zu geben, ohne ihm schlechte Stimmungen zu schaffen, waren ihm willkommen. Äußerst unwillkommen dagegen jene, die glaubten, ihm durch das Eingehen auf seine „äußersten Ideale“ Freude zu machen, während sie ihn in Wahrheit nur daran erinnerten, wie übel ihm zumute war.

Seine Schwärmerei galt unter anderem bekanntlich dem Gmundener See.

Eines Tages (es war ein herrlicher Sommertag, aber Altenberg hatte kein Geld zu verreisen) brachte er aus seinem Hotel eine Ansichtskarte des jungen Schriftstellers Paul B. — Heute: Berlin, junge Generation, Matineen-Genie — darstellend den Gmundener See; auf der Rückseite standen die vielsagenden Worte: „Ihr See!“ Altenberg wandte die Karte immer von einer Seite nach der andern und sprach dazu die Worte:

„Schauen Sie, diese Karte — der herrliche See“ (Blick auf die Rückseite), „. . . von einem jungen Schriftsteller . . . (Vorderseite) „. . . diese Schwäne, dieser Traunstein“ (— —) „. . . ein gewisser Paul B., kennen Sie ihn?“ (—) „. . . Diese unerhörte Luft“ (—) „. . . er schreibt für Zeitschriften . . .“ (—) „dieser fabelhafte dunkelblaue Himmel . . . (—) „. . . ein Trottel!“

Er wollte Renten haben

Man war erstaunt und erbittert, als man in seinem, des ewigen Bittstellers und Anpumpers, Nachlaß einen Betrag von etwa 107 834 Kronen fand (guter Währung!). Man hatte ihn eben nicht verstanden. Sein Ideal war, einerseits vollkommen unabhängig, sorgenfrei, kompromißlos, als wahrer Dichter, zu leben — andererseits als genialster Diätetiker 130 Jahre alt zu werden. Wie war das zu vereinen? Und wie konnte er die Gewißheit eines sorgenfreien Lebens auch für jene Zeit erzielen, wo er eventuell blödsinnig, schreibunfähig und müde sein würde?

Er wollte keine fixen Geldbeträge — er wollte Monatsrenten. Sein Ideal war: lebenslängliche Aushaltung durch eine noch soviel Köpfe umfassende Aktiengesellschaft von Verehrern.

Noch drei Tage vor seinem Tode erreichte mich eine von ihm geschriebene Karte, worin er händeringend darum bat, einen Zuckergroßindustriellen zum Eintritt in diese A.-G. einzuladen. Aus der häufigen Vergeblichkeit solcher Pläne erwuchs ihm ein geradezu monomaner Haß gegen Millionäre

Obengenannten Wäschefabrikanten glaubte er nicht besser zu loben als durch den Satz: Für einen Millionär ist er ein Goethe.

Und als er einmal bei Stickluft, verdrossen in einen braunen, kapuzenähnlichen Mantel gehüllt, den Stock trübsinnig zwischen den Beinen drehend, in einem Kaffeehaus saß, rief er aus ächzender Brust:

„In diesem Kaffeehaus sitzen mindestens dreizehn Millionäre — und keiner macht die Ventilation auf!"

Der Bürger als Komödiant

Vor ein paar Jahren verabredete sich eine ganze Stadt, vor dem Krankenzimmer eines Lieblings mit der verstellten Stimme der Unbefangenheit und Zuversicht zu reden, damit kein durch Fenster und Schlüsselloch gewehter Laut dem immer noch Frohgemuten da drin' verrate, daß sein Ende da sei. Die Stadt war Wien, der Sterbende Girardi. Er hatte zwei Wochen zuvor noch auf der Bühne des Burgtheaters gestanden, rot vor Lebenshitze. Da fügte ihm ein Hühneraugenoperateur im Hotel „Klomser" — demselben, wo sich einige Jahre früher unter der Assistenz des Generalstaatsanwalts der bekannte Oberst Redl gehorsamst zu erschießen hatte — eine unscheinbare Verletzung bei. Eine Woche später wurde ihm ein Bein amputiert. Er begleitete den Vorgang — freilich in der Meinung, man schneide bloß die Wunde aus — mit den Worten: „Macht nix — bei der Schlosserei bin ich ja aufg'wachsen!" Ein paar Tage später war er tot.

Der Tod war ein Glück. Denn Girardi gehörte zu den Künstlern, denen es die Natur eigentlich bestimmt hat, auf der Bühne zu sterben. Sein Gesicht hatte, auch wenn es ganz ernst und demütig verdutzt schaute, immer noch einen Schimmer von physischer Heiterkeit, daß sogar die Spitzbubenfalten um den Mund zurückblieben und die Augen scheinheilig zur Galerie hinaufkegelten. Sein Leid konnte mit zerrissener Stimme noch singen, sein Alter Arbeit tun. (Symbolisch dafür: der Valentin, der den Hobel unterm Arm trägt, der silberhaarige Weigel, der am Schusterpflock sitzt, der heisere Aschenmann, der seine Butte auf dem Rücken hat.) Hätte er gemerkt, daß er sich über Nacht in einen Krüppel verwandelt hatte — sein Gesicht hätte nicht mehr unglücksfromm und zu Hiobscouplets gestimmt drein geblickt, sondern starr und bitter.

So aber ging er, wenn schon nicht auf dem wirklichen Theater, so wenigstens auf der Bühne der Beliebtheit dahin.

Der Beliebtheit und — der Ehre. Denn Girardi war kaum ein Vierteljahr vorher Mitglied des k. k. Hofburgtheaters geworden.

Im Rückblick erscheinen diese drei Monate Burgtheater, dieses rasch durchflogene Endglück wie ein Schicksalspendant zu dem, was die medizinische Wissenschaft als „Euphorie" bezeichnet — das kurze Aufflackern vor dem Untergang. Burgtheater — nie er=

reichte Ehre eines Volksschauspielers! — Schriftdeutschgipfel aller Dialektträume! — Herrenhaus der darstellenden Kunst!

Auch er empfand es so. Er wußte, daß er als der erste seines Stammes Einlaß in eine geweihte Gegend erhalte, die sogar seinem großen Vorgänger und Blutsbruder Raimund versperrt war. Aber zugleich spürte er doch das Unnatürliche dieses Experiments — in das Gefühl der Geschmeicheltheit mischte sich ein Tropfen gesunden Mißtrauens. So sprach er, kurz vor dem Debut, die ahnungsvollen Worte: „Na ja — 's ist halt eine noble Aufbahrung!"

Später erfuhr man, daß er sich auf der berühmten Bühne — die mehr bei ihm zu Gast war als umgekehrt und den Glanzfesten seiner Kunst bloß mit toter Würde anwohnte — nie wohl und heimisch gefühlt hat. Überall anderswo Souverän der Unbefangenheit, aufgeknöpft, munter und, wenn's sein mußte, ordinär, war er hier schüchtern, devot, unsicher. Und mehr als einmal flüsterte er, wenn's auf den Proben gar zu würdevoll und burgtheaterherrlich zuging und ihm der natürliche Atem im Hals abgeschnitten wurde, einem jüngeren Kollegen von der Vorstadtbühne den Satz zu, mit dem der Schauspielerjargon seither alle Angst vor dem Rückfall ins Schmierenhafte umschreibt: „Die bringen mich noch nach Krems!"

Sie haben ihn nicht nach Krems gebracht — aber er konnte sie auch nicht von dort wegbringen.

Das Burgtheater wußte im Grunde nicht, was es mit ihm anfangen solle. Es hatte keine Girardi-Stücke. Er aber durfte kurz zuvor auf einer jener Vorortbühnen, welche die Schauspielkunst gottlob wichtiger nehmen, als die Dichtkunst, in einem solchen Gelegenheitswerk erste tragische Rolle seines Lebens spielen — einen Burgtheaterhelden der „enteren Gründ": den Wiener Stegreifdichter Ferdinand Sauter.

Dieses Vagabundengenie aus dem Vormärz (Christopher Marlow in Heurigen-Format) war etwas nach Girardis eigenem Schnitt! Leichtblütigkeit des ewigen Schlingels gemischt mit der Schwerblütigkeit des entgleisten Bürgers. Bruder Liederlich mit dem Heimweh nach den gesitteten Gestaden. Eine Figur, die wie ihr Darsteller nur in einer Zeit wachsen konnte, welche noch den Begriff „Bürger" kannte — als ein tief in der Sittlichkeit wurzelndes Wesen — und in der der Komödiant nichts anderes war als ein Bürger von schlampiger Lebensführung, aus der Kleinwelt gerissen, aber mit einem unstillbaren Drang zur bürgerlichen Moralität.

Wie Girardi diesen melancholischen Saufbold verkörperte, auf dessen Grab der selbstverfaßte Vers steht:

Frag' nicht nach der Zahl der Jahre,
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch —

stand auf einmal ein anderer Ferdinand da: Raimund. Welche unerhörte Nachfühlung dessen Wesens war es nur, wenn er wie zwischen Bürgerlichkeit und romantischem Vagabundentum zerrissen, zu schwer und zu voll für die Welt der Geselligkeiten, zu unordentlich und tummelfroh für die des Gevattertums, und dabei weniger von Melancholie als von dem aus einem hochdeutschen Büchel gelesenen oder aus dem Theaterhall aufgefangenen Wort „Melancholie“ vergiftet schien!... Dieses Schuldbewußtsein, für die Bühne geboren zu sein und doch nicht ganz hinzugehören, dieser bürgerliche Überrest eines vom Komödienspiel nicht völlig gesättigten Wesens war Girardis Verwandtschaft mit Raimund. Sie ergab beider Überlegenheit und moralisches Plus gegenüber den Mitspielern, nur daß sie dem einen bloß das Sprechen durchkräftigte, dem andern auch die Sprache.

Ich sehe ihn vor mir, wie er im letzten Akt, fuslig und lallend, das Gesicht schminkrot wie immer, ein paar schwarzgekleideten, zylinderbewehrten Leichenträgern einen Schmaus gibt und dann an der Rampe Sauters Schauer- und Abschiedscouplet singt:

„In der Gass'n, in der Gass'n...“

Es war für mich auch Girardis Abschiedslied.

Girardi als Coupletsänger!...

Das Denkmal, das man ihm in Wien gesetzt hat, hätte ihn in einem jener feierlichen Augenblicke verewigen müssen, da er, präludiert von ein paar Orchestertakten, unendliche Stille um sich sammelte. Wie er dann vor dem Souffleurkasten stand, eingeregnet von einem Schicksal... das fleischgewordene Denkmal seiner selbst.

Was ging da alles vor! Zuerst belanglose Worte, ein Vor-sich-Hinreden, immer langsamer werdend, niedersteigend zu einem schlichten Sinn — endlich ein betonter Schlußsatz, den das Orchester aufnimmt. Girardi fährt mit der Hand nach dem Hals, rückt den Kopf im Kragen zurecht, äugelt zur Decke (nicht ohne ein bißchen Falschheit) — und nun tritt der atmosphärische Umschwung

ein von der Fröhlichkeit zu banger Windstille. Er wird feierlich, ein mundartliches g'stanzl-inniges Sprachrohr Gottes. Die Worte zittern zuerst von ausgeklärtem Schmerz, sie klingen wie das Bekenntnis eines Einfältigen, der seine Sache an die Öffentlichkeit trägt und mit der jetzt so selbstsicher intim wird, als habe er ihr Großes mitzuteilen — jede Silbe ein Bild, jede Zeile eine Welt...

Er trug in den letzten Wochen — es war mitten im Krieg und in Berlin trug mancher Durchhalter mit dem Kampfruf sein Bierglas hoch — ein Couplet vor, mit dem Refrain: „Gott strafe England!"

Ich habe mir dank Girardi das ganze Poem gemerkt und will eine Strophe hierhersetzen:

Engländer wirklich — freundliche Herren!
Daß wir verhungern, möchten's halt gern.
Darum in Deutschland einer ersann,
Wie man aus Stroh selbst Mehl machen kann. —
Gut! — wenn's sein muß, so werd'n halt auf d'Nacht
Aus unserem Strohsack — Nockerln g'macht!
Nur eines wünsch ich, wenn ich das eß':
Gott strafe England — er strafe es!

Wie blieb mir jeder Ton dieser Zeilen unverlierbar, vom hochfeierlichen, politisch emporblickenden Wort „Deutschland" (es klang wie „Dötschland") angefangen bis zum bäuerlichen „Mell" statt „Mehl" und dann dem abschließenden, im Pathos die Ironie mitschleifenden „äß" (es).

Es war — ein Haßgesang auf den Haßgesang!

Lärm vor dem Hause

Thema mit Variationen

Der Volksingrimm, der sich eines Wortes bemächtigt hat, läßt es nicht so bald aus. Wie eine Brummfliege setzt sichs ihm fortwährend auf die Nase — er muß es hundertmal wegblasen.

Introduktion: 2 Uhr früh.

Tenor: Hollodioh... dich...

Baß: Ruah, Ruah!

Sopran: Iiii... Hüüf... Xandl... sa Xandl..

Tiefer Baß: Hojdgoschen..

Ensemble: Dich.. dich.. Ruah.. Xandl, D' Goschen.. Hüüfe.. Iiii.. Herr Wachmann.. Xandl i bitt di.. Ruah.. angfangt.. wer hat, i hab ... rabarada.. darada.. odero.. Oarschlecken... Xandl.. Ruhää, bittää..

Abklingend: Oarschlecken, Oarschlecken...

— — — — — — — — — — — — — —

Solostimme (Bariton) tritt vor und spricht:

Wer soll Ihna in Oarsch lecken? I soll Ihna in Oarsch lecken? I leck Ihna net in Oarsch... I bin ka Oarschlecker... Und wenn I aner wär, Se san der letzte, den was I leck... I brauch kan Oarsch... I hab no kan gleckt... und I wer a kan lecken... Mirs lecken haßen!... Do kennt der Kaiser kommen, leck I net... Lecken S' Ihna selber in Oarsch, wenn S' an Oarschlecker brauchen... So schen kann Ihna Oarsch gar net sein, daß i 'n leck... kommen S' her, nachher leck I... Aber, daß I Ihna net weh tu dabei... Trauen S' Ihna zubi zan lecken... Na ja, Herr Wachmann, I kann mir do net 's Oarschlecken haßen lassen... Bin i denn a Oarsch?... A Famülljenvotter hat no kan Menschen in Oarsch g'leckt... Soll er baden gehn, wenns sei Oarsch braucht. ... O bittää, bittää, es hondelt sich nemmlich um den, daß I net leck... nur um 'n Oarsch, hondelt so si hier... I Eahna lecken! Kriag i zahlt dafür? ... Na alstern, nachher brauchen Sie mi net beleidigen... Do kennen zehn so wia Sie kummen und i leck net... Weil i nemmlich ka Oarschlecker bin... Herr Oarsch..

— — — — — — — — — — — — — —

5 Uhr früh:

Selbstgespräch in der Ferne verklingend:

„I eahm in Oarsch lecken!?“

1000 Jahre und 1 Tag

Die Stimme der Vergangenheit: A. E. I. O. U.
Die Stimme der Gegenwart: L. M. I. A.!

Großösterreich stirbt

Prüfungsfrage 1950:
„Müller — Gründung des Hauses Österreich?"
„— 1271."
„Untergang?"
„1918."

Müller darf sich setzen. Er kostet noch eine Weile den Triumph seiner Sattelfestigkeit aus, indem er vor sich hinsinnt:

„Ich weiß also etwas. Etwas, womit ich freilich nichts verbinden kann. Aber das macht nichts. Wissen ist eben offenbar: Gedächtnis ohne Vorstellung. Denn, was geht mich ein Haus Österreich an, das nicht mehr existiert? In meinem Hirn sitzen davon nur zwei Eckpfeiler, der eine heißt Gründung, der andere Untergang. Gründung — das kann ich mir zur Not vorstellen: Graf Soundso wird eines Tages wegen seiner besonderen Mischung aus Liebenswürdigkeit und Untalent, wodurch er sich mit der Krone zwar vorteilhaft ausnimmt, aber die Kreise der Mächtigen nicht stört, auf einen Thron gesetzt. Aber Untergang? Ich sehe ein wüstes Hin und Her, Jahrzehnte verschwimmen zu einem Wirbel von Staub, Pulverdampf, Trümmern, alles stürzt unbestimmbar einen Abhang von Jahreszahllosigkeit hinab. 1271 — das kann ein ganz bestimmter Tag gewesen sein. 1918 — das ist eine Annahme, ein algebraischer Begriff, ein Orientierungspfahl im Wirrwarr; die Geschichte wird sich — wie bei der Völkerwanderung (375) und dem Untergang des Weströmischen Reichs (476) auf ein Datum geeinigt haben."

Müller staunen Sie: es war ein Tag! Ein Tag, den viele genau im Gedächtnis haben und dessen Verlauf sie in einem Großfolioband von vielen hundert Seiten erzählen könnten (wenn sie könnten). Und, wenn ich auch zugeben will, daß die starre Endlosigkeit des vorangegangenen Krieges dessen Lockerung und Auflösung momentaner erscheinen läßt als sie sich vollzog (man behält das langatmigste Finale doch nur als kurzen Bogenstrich oder Paukenschlag im Ohr), ja, daß den unterschiedlichen landsmännischen Gesichtspunkten gemäß die Frage offen steht: welcher der paar

betonteren Tage es war — der Untergang des Habsburgerreichs ist als Bericht über eine Zeitspanne erzählbar „von morgens bis mitternachts." Freilich hatte die Geschichte einem Tag nie besser vorgearbeitet; er brauchte wirklich nicht mehr als der Punkt auf dem i zu sein, oder sagen wir: die Mützenfeder, die jemand in den Abgrund nachfliegt. Deshalb durfte er ja auch so unblutig, ja gemütlich verlaufen; und es erscheint heute wie die letzte Erfüllung einer Jahrtausend-Tradition, gleich kennzeichnend für die Völker Österreichs wie für das dynastische Band, das sie so lange umschlossen hatte, daß jene lautlos und friedfertig, fast mit einem „Grüß Gott!" auf den Lippen, auseinandergingen, wie Leute, die lange im selben Restaurant beisammen saßen und jetzt endlich heimkehren.

Wie spiegelte sich diese Völkerheimkehr im Stadtbild Wiens wider?

Turbulent und idyllisch.

Man wußte bis zum Tag des Zusammenbruchs nicht, wozu es in Wien soviel Bahnhöfe gäbe, statt eines einzigen Hauptbahnhofs — nämlich: einen Nordbahnhof, einen Südbahnhof, einen Ostbahnhof, einen Westbahnhof, ja sogar einen Nordwestbahnhof. An diesem Tage begriff man es. An jedem dieser Bahnhöfe kamen zersprengte Truppenteile an, aus einer bestimmten Gegend des Kriegsschauplatzes; und zu jedem dieser Bahnhöfe pilgerten sie dann, um in die Heimat zu kommen, der eine nach Böhmen, der andere nach Galizien, der dritte nach Slawonien, der vierte nach Tirol. Straßenauf, straßenab wallten kleine Soldatenhaufen; sie durchschritten zum letztenmal den Reichsmittelpunkt, der für sie jetzt bloß eine Umsteigstelle war. Und vor den Bahnhöfen begann der große Jahrmarktstausch unter den zerrissen und hungrig, aber noch immer in kaiserlicher Montur Heimgekehrten; sie handelten des Kaisers Rock gegen einen Brotlaib, die Seitenwaffe gegen eine Schachtel Zigaretten, kurz: das Geschichtskostüm des Österreichers gegen allerhand Bequemlichkeiten bei der endgültigen Abfahrt aus Österreich ein. Und als ich die zerlumpte Schäbigkeit (hie Tornister, hie Mantel, hie Tschako, hie Fez, hie Lederjacke oder Rucksack oder Wickelgamasche) im alten österreichischen Bummeltrott und mit dem gewohnten österreichischen Zivilgesicht so um die Bahnhöfe und von Bahnhof zu Bahnhof wimmeln sah, da fühlte ich: dieses Österreich ist bloß die Folge des österreichischen Eisenbahnnetzes gewesen. Wenn man in Wien nicht um-

steigen müßte — hätte Karl der Große die Ostmark nicht ge-gründet. Jetzt, in der großen Schicksalsstunde, zeigen die Bahnhöfe ihren wahren Zweck. Sie waren also nicht zur Erschwerung des Verkehrs da, sondern zur Erleichterung des Zusammenbruchs; dienten — wie heißt es in den Demonstrationsberichten? — der „klaglosen Abwicklung des Nachhause-Marschs".

Die Wiener starrten den abziehenden Völkern mit einer Art Verdutztheit nach; und ein bißchen traurig wie Zurückgebliebene, die nicht mit in den Urlaub dürfen. Sie empfanden zum ersten Male das Geschichtsriskante, vielleicht Armselige der Rolle: nichts als Wiener zu sein — sich selber überlassen zu bleiben. Und sie übertönten die Bangigkeit hierüber nur unvollkommen mit der Freude am Umsturz (wie das unerwartete Zurückbleiben im Staatshaus sofort genannt wurde). Sie waren Trauerbrüder, die „Duliäh" sangen. „Wir sind nunmehr ein Staat geworden," rief damals ein Redner vor dem Landhaus. „Ja — stad worden," verbesserte ihn ein Echo aus altem Landstürmermunde.

In solchen Zeiten und bei solchen Völkern blüht der Weizen des Literaturcafés. Während die Wiener also ihrer verträumten Lust am Wirrwarr hingegeben waren, zu schlapp und unsicher, um sich den Geist der Geschichte im Handumdrehen zuzueignen, ergriffen zugereiste Intellektuelle das Panier — und da in erster Linie: das schreibende Prag.

Damals hatten gerade die beiden Nachbarkaffeehäuser miteinander zu rivalisieren begonnen, das „Central" und das „Herrenhof". Fein abgetönt, wie in Wien alles ist, saß dort (im älteren Café) das Feuilleton und der Sensitivismus, hier (im neu erbauten) der Essay und das Ethos. Infolgedessen Kisch in allen beiden.

Eine Epoche leidenschaftlicher, aber ängstlich nach Nachbarstischen spähender Gespräche neigte ihrem Ende zu. Reserveoffiziere saßen da, die innerlich bereits den Mannschaftsrock des Kommunismus trugen — aber es war bloß der gewendete Offiziersrock; denn die Sterne, die morgen — Nieder mit dem Militarismus! — vom Kragen verschwinden sollten, blitzten imponierend in jenen voraus, welche sie sich heute noch rasch, gemäß dem Beförderungsblatt, aufnähten; dann wieder gab es Hinterlandseinjährige am Tisch, die ihr Kleid als Duldnerkostüm lieb bekamen. Und ich sehe noch den gleichgemuten, die Verschnorrtheiten aller Zeitalter voll Heroismus und Jünglingsfrische mittragenden Dr. Franz Blei vor mir, der lange vor dem Umsturz in seiner Kleidung den Übergang

von den geordnet militärischen zu den ungeordnet zivilen Verhältnissen andeutete; er trug zur abgeschabten Montur eines Kanzleidiensttauglichen einen schwarz lackierten, flachen Strohhut — sah also kinnaufwärts wie ein Enzyklopädist des 18. Jahrhunderts, kinnabwärts wie die menschgewordene Schlacht bei Limanowa aus. Der einzige unbedrohte und berechtigte Zivilist war der Betteldichter Ottfried Krzyzanowsky, ein Hölderlinisch geistesreiner Mensch, der wie ein schlotterndes Gerippe daneben stand und mithorchte, plötzlich mit spitz vorgestrecktem Zeigefinger einen der Debattierenden als Bezahler eines Schinkenbrots namhaft machte und auch sonst seinem Widerwillen gegen die Gespräche und Sprecher Ausdruck verlieh — ein Antirevolutionär und Demokratenhasser vor 1918. Seine Antipathien waren in der Regel lautlos. Nur, wenn Franz Werfel das Wort ergriff — den er nicht so sehr wegen dessen neuchristlichem Anarchismus als wegen der Wangenrundheit haßte — brach er los. „Sie sind," rief er da einmal nach einem Disput dem Weltfreund zu, „der Advokat Gottes. Und — Gott braucht keinen Advokaten!"

Schwarz und menschenleer waren bis dahin die Nächte auf der Straße, zur Egmontbühne verengt („Psst, Nachbar, auf ein Wort!") durch die Allgegenwärtigkeit rings lauernder Militärpatrouillen, das Wort knallte ins Dunkel wie eine verräterische Schußwaffe und in den Häusern rechts und links schlief die Sorge vor dem nächsten Tag einen unruhigen Brutschlaf. Man ging zu viert, zu fünft, zu zehnt aus dem Café nach Hause, die Gefahr stimmte den Geist theatralisch und da die durch vierjähriges Warten gestockte Luft nach einem Gewitter rief, so wurde die Stimme des Heimgehers zum Blitz, der sie durchzuckte. Einen Leuchtpunkt gab es in der Finsternis, um den sich das Getöse allnächtlich beruhigte, einen seh Wienerischen Leuchtpunkt: die Laterne eines Würstelmannes. Und hier, Friedrich Stumpf, heiligster aller Würstelmänner, der Sie durch Ihre milden Gaben des Dichters Krzyzanowsky Leben verlängerten und andere durch Kriegskredite über Wasser hielten, ist der Ort, Ihnen Dank zu sagen. Als ich Sie das erstemal in meinem Leben sah, wußte ich, daß Sie der gute Genius Österreichs seien; Sie trugen, paradox genug, eine Brille, ich trat, wenn ich nicht irre, mit Shakespeareschen Jamben an Ihren Stand auf der „Freyung" heran und Sie riefen hilfeflehend: „I bitt Ihna, machens mich net nervös!" Ein Würstelmann mit Nerven — c'etait la guerre!

Weit schwang der Pendel der revolutionären Phantasie in diesen bedrückten Nächten und je hoffnungsloser sie wurden, desto kühner wurde die geistige Hoffnung. Was für Projekte schossen da auf, bestimmt die Wartezeit im Vorzimmer des Zahnarztes „Geschichte“ zu kürzen! Mir bleibt eins davon, nicht so sehr wegen meiner nahen Beteiligtheit als wegen der nahezu dramatischen Art, wie es aufflammte und sogleich wieder verschwand, unvergessen. Wir spazierten zu dritt durch den Stadtpark: Ich, Werfel und der geniale Sexualrevolutionär Otto Groß. (Die menschlich bedeutendste Figur, der ich je begegnete.) Ich ging in der Mitte zwischen den beiden. Man besprach die Gründung einer revolutionären Zeitschrift: Groß sollte den dogmatischen Teil leiten, Werfel den künstlerischen und mein Gebiet war der Angriff oder wie ich es nannte: die „Parerga und Asesponema“. Groß, der eine stürmische, leider unerwiderte Liebe für Werfel hatte, war von dem Plan kindisch hingerissen; es war der Rettungsanker, an den sich der Entmündigte, von allen Staatsgewalten Verfolgte, klammerte; und er meinte es nicht bloß ernst, sondern blutig kompromißlos. Darum schlug er den aufs Ganze gehenden, wenn auch etwas unjournalistischen Titel vor: „Blätter zur Bekämpfung des Machtwillens“. So gelehrtenhaft und extrem hatte es aber Werfel gar nicht gemeint; er stellte sich etwas mehr für Bütten Geeignetes, dem Buchmarkt Taugliches vor. Ich verspürte seine Enttäuschtheit sofort in einem leisen Druck seines Armes; und während rechts Groß noch immer in die Nacht hinein phantasierte und sich berauschte, hauchte mir von der anderen Seite, wie zum Abschluß des Abenteuers, Werfels Stimme ins Ohr: „Ein Vampyr!“

Denn, wie gesagt, der Schaffenseifrige empfand eine Angst vor dem Mann, der ihm soviel mißverstehende Neigung nachtrug; und er hat nachher in seinem Stück „Schweiger“ diese Angst in der Figur des „Dr. Otto Grund“ (eines Mannes, der sich im Namen des Gesetzes selber arretiert) Gestalt werden lassen. —

So ungefähr stand vor dem Revolutionstag das Barometer im Literaturcafé. Und nun?...

Wien hätte bei einem Haar den Sinn des Augenblicks in Straßenzusammenläufen und Verfassungszeremonien vertändelt; die Tatsache des abhandengekommenen Staates hätte der übriggebliebenen Hauptstadt für den ersten Appetit genügt; und bei dieser Begnügsamkeit der Wiener Mundart wären die Postulate des Schriftdeutschen zu kurz gekommen. Auch die Unterhandlungen mit dem

allerhöchsten Kaiserpaar hatten sich ja auf der Basis des „Na schauens!“ und ‚Na gengans!“ abgespielt. Man wußte sechseinhalb Jahrhunderte lang, seit dem Tag, wo der Schweizer Graf Habsburg wider Willen sein Zivilgewand gegen den Purpur tauschte, daß sein letzter Nachkomme es ebenso still und loyal wieder ablegen werde — was brauchte es bei diesem Vertrag, der zweifellos der Grund so langer nachsichtsvoller Liebe zum Herrscherhaus, noch flammender Worte und gezückter Degen?

Wind ohne Schärfe — Sturm ohne Wut! Da eilte Prag auf die Wiener Straße, Prager Geist, Prager Ehrgeiz. Es kam zu der denkwürdigen Versammlung des Café „Central“ beim Deutschmeisterdenkmal, wo vor ein paar hundert Neugierigen das Anrecht des Geistes am Umsturz verkündet wurde, ein Mitarbeiter der „Bohemia“ stieg auf den Sockel, andere Prager folgten ihm und die Passanten, den Grund der Aufregung nicht begreifend, noch in den fremden Sprachklängen geübt, waren froh und geschmeichelt, daß bei dem allgemeinen eiligen Export aus dem Staat endlich auch etwas importiert würde, sei's auch nichts als ein hoffnungserweckender, fremder Akzent. Es war ein einmaliger, restloser Sieg des Literaturcafés über die Straße. Daß er nicht anhaltend sein konnte, lag an anderen Dingen. Es war das geistige Ungemach, aber das physische Glück Wiens, daß es vor dem Landesproblem (Habsburg) das Menschheitsproblem nicht sah; daß es mit dem Ende Österreichs vorderhand genug hatte. Dadurch konnte, was in München, Budapest und anderswo später zu blutiger Wichtigkeit anwuchs, hier nur Tagesepisode bleiben. Der Geist der Menschenbefreiung reicht in Wien nämlich — sowohl leider Gottes wie Gott sei Dank! — nur bis Atzgersdorf.

Im Café „Central“ wurde tagsdrauf wieder friedlich Schach gespielt.

Und inzwischen hatte Österreich im Bürgerschullehrer Karl Seitz ein neues Oberhaupt bekommen.

Kleinösterreich wird geboren

Der 15. Juli 1927 war ein Mirabeau-Pamphlet mit Streichholz und Petroleum. Da zeigte das Wiener Volk, daß seine Humanität (sprich: Geistesgegenwart der Gerechtigkeit) pariserisch aufflammen kann.

Jener Oktobertag 1918 aber, wo nach Abwanderung der anderen Staaten aus dem Stammlokal „Großösterreich“ dem kleinen

Deutschösterreich nichts übrig blieb, als einen eigenen Staat zu bilden — der hatte ein viel harmloseres Gesicht. Österreich war damals am Marsch. (Phonetisch zu lesen.) Das Volk tat also, wozu es in großen Zeiten berufen erscheint: es besann sich, ermannte sich, wachte auf, zeigte sich entschlossen. Wie das zugeht? So:

Am Tag vor dem offiziellen Umsturz fand vor dem Ministerium des Äußeren eine Art Generalprobe statt. Man durfte noch nicht, aber man versuchte.

Auf dem Balkon erschien Graf Andrassy und hielt eine Ansprache. Die Scharen murrten.

Endlich kamen Wachleute, schritten durch die Menge mit dem Ruf: „Auseinandergehen! Auseinandergehen!"

„Glauben Sie," rief da sehr volksrednerisch und pikiert der Schriftsteller K. zu einem Wachmann, „daß der Staat gerettet wird, wenn wir hier auseinandergehen?"

„Nein," sagte der — „aber wenn S' da stehen bleiben, a net!"

Später gab es einen Menschenauflauf rings um einen Herrn, der etwas erläuterte.

„Was sagt er denn?" fragt ein neu Hinzukommender seinen Nebenmann.

„Nix. Morgen nachmittag is Revolution!"

Dieser Nachmittag kam. Da im Ständehaus in der Herrengasse die Republik gegründet werden sollte, lief alles aus dem Café „Central", um die Ereignisse zu sehen.

Auch der Oberkellner Jean guckte hinaus, blieb aber auf dem Treppenabsatz.

„Die gerechte Empörung des Volkes..." schallte eine Rednerstimme.

„Kost mi sechs Kaffee und neun Gebäck," vollendete Jean. —

Mannschaftspersonen streiften in den Straßen und sangen nach der Melodie des schwermütigen Heurigen-Lieds „Mei Vater hat gsagt, du wirst a Soldat..." einen Spottgesang, dessen erste Strophe (die anderen sind unerzählbar) lautete:

> „Was wird mit die nobligen Herren?
> Die nobligen Herren
> Mit die goldenen Stern,
> Die wern jetzt die Straßen aufkehrn!"

Oder sie forderten, manchmal gütig, manchmal barsch, die Offiziere auf, sich die kaiserliche Rosette freiwillig von der Kappe nehmen zu lassen.

So begegnete abends ein junger Infanterist einem Obersten. Blieb vor ihm stehen, salutierte verbindlich, lächelte und neigte den Kopf. Der Oberst, errötend, verlegen, reicht ihm die Kappe.

„Nein, Herr Oberst — a Zigarett'l!" —

Nun aber alles in historischer Reihenfolge:

Nach dem Tage, an dem der Graf Andrassy seine Ansprache vom Balkon des Außenministeriums mit der Wendung „Ich empfehle mich!" schloß, die er hier von Kaffeesiedern und Gastwirten so oft gehört hatte, daß er sie für das landesübliche „Eljen" hielt — an dem ein Polizeikordon von fünfhundert Mann dazu aufgeboten war, der Volksneugierde ein beunruhigendes Aussehen zu verleihen — nach diesem Tage gab die deutsche Nationalversammlung Österreichs dem Volke eine Verfassung. Ein Mann klatschte von der Galerie Beifall. Der Präsident Seitz schrieb ihn ins Klassenbuch und ließ ihn hundertmal abschreiben: „Ich soll die auf Volkswunsch versammelten Abgeordneten Deutschösterreichs nicht in den ihnen in heiligster Stunde übertragenen Pflichten stören." Die Deutschradikalen, deren Weltanschauung sich vier Jahre lang anders betätigt hatte, steckten republikanisch um. Der Vollzugsausschuß merzte aus dem deutschösterreichischen Staat die Fremdworte von der achten Rangklasse abwärts aus, ließ aber die von der achten Rangklasse aufwärts stehen; er schuf statt der Beamten „Beauftragte" — wozu ich dem Versicherungsbeauftragten Kohn am selben Abend gratulierte — ernannte aber einige Abgeordnete zu Staatssekretären. Eine Ministerliste wurde aufgestellt mit einem sozialdemokratischen Kriegsminister, da der Antimilitarismus jetzt mit allen militärischen Mitteln den Militarismus auszurotten habe. Das waren sicher lauter wichtige, große Fakten. Kein Wunder, daß sich vor dem Ständehaus, wo sie geschahen, massenhaft Volk ansammelte, auf Laternen kletterte, Redner auf den Balkon zitierte, ihnen mit „Hoch"- und „Nieder"-Rufen entgegenschrie, sich zu teils sozialistischen teils nationalistischen Zügen alliierte — kurz: daß jene Sphäre entstand, aus der in Altösterreichs Tagen rauschend entweder die Volkshymne und das „Prinz-Eugen"-Lied emporstieg oder sich der Ruf losrang: „Pfui, Jud!" Es war bewegend, es war vieltausendköpfig, es war — 48 Stunden nach der tschechischen Staatsproklamation.

Der letzte Umstand zeitigte noch andere Folgen. So: daß schwarzrotgoldene Kokarden verteilt und den Offizieren auf die Hüte gesteckt wurden; daß Hochrufe auf die Republik erschollen; daß

der Ruf nach Ordnung und Ruhe begeisterten Widerhall fand und die Wachleute, wie immer in letzter Zeit, lächelnd daneben stehen konnten, weil sie die Wiener Volkswut kennen. Sie hat nur eine Sehnsucht: nach dem Auflauf, sei es der Straßen-, sei es der Reisauflauf.

Immerhin war es schwer, sich in dem demokratisch-republikanisch-nationalistischen Straßenwirbel zu orientieren. Die Gesinnung schoß jeden Augenblick ein begeistert aufgenommenes „Goal“ — aber man wußte nicht wohin: bald lag der Ball im monarchischen, bald im staatlichen, bald im slawischen Netz. Das Volk schrie „Goal“. Es war aber immer Out. („Nidda mit Lloyd George!“)

Ich notiere an Rufen (in Strophe und Antistrophe geteilt): „Hoch die Demokratie!“ — „Hoooch!“ — „Nidda mit die Burschoasen!“ — „Nidda!“ — „Hoch die Republik!“ — „Hoooooch!“ — „Nidda mit die Adell!“ — „Nidda!“ — „Hoch das deutsche Reich!“ — „Hoooch!“ — „Nidda mit die Hoch!“ — „Nidda!“

Ich hatte Lust zu rufen: „Hoch die Palatschinken!“ („Hoooooch!“) „Nieder mit den Tatschkerln!“ („Nidda!“). Denn bei Gott und wenn mich auch der freie oder nationale Geist steinigt, ich glaubte noch immer, daß es bei uns um Palatschinken und Tatschkerln gehe.

Die revolutionärpolitische Situation schien sich bald klarer darzustellen:

In der Mitte rang der republikanisch-demokratische Geist, repräsentiert von Sozialdemokraten und Bezirksvorsteher Dr. Blasel. Er wurde flankiert: rechts von der Demokratin Beer-Angerer, die sich von der Dynastie doch nicht ohne weiteres wegreißen wollte, und links von Heilrufern, die durch vier Jahre gegen Demokratie und Freiheit waren und sich jetzt der großen Zeit mit noch größerem Geschrei anhängten.

Zuerst zogen Arbeiter auf, ihre Lieder anstimmend. Der Sozialist Glöckel sprach vom Balkon der Statthalterei, verkündend, daß die Soldaten jetzt Deutschösterreichs Nationalversammlung gehören.

Dann kam von der rechten Seite ein anderer Trupp, im akademischen Unverdrossenheitstakt einherstapfend, die Lendenbacken würdig gegen die Hosen gestrafft und sich mit Sangestreue und Abenddämmerungsdemut dem Zusammenbruch des Staates anschließend. Sie ließen sich's nicht nehmen, im Nachtrab des von ihnen unabhängigen, ihnen zum Trotz vollzogenen Geschehens, wacker drein zu marschieren. Kehraussänger der Wirklichkeit.

Das Volk ließ sich die Freude drum nicht vergällen. Es umringte Soldaten und drängte ihnen Kokarden auf. Es sang bis zur letzten Elektrischen. Am Schluß mengten sich „Hoch“ und „Nieder“, „Pfui“ und „Heil“ und Sozial- mit Nationallied zu einem Lärm und Sang. Der klang aber in der Ferne so:

„Fest steht und treu:
Die Arbeit hoooch!“

Unter so bewegenden Umständen vollzog sich die Gründung des Gesangsvereins Deutschösterreich.

Ein Diener: Herr Moser

I.

Aus Franz Josefs letzten Lebensjahren wird eine Geschichte erzählt, die in ihrem aus Drastik und Pathos gepaarten Doppelgesicht das ganze Österreich enthält. Der Kaiser, wie man aus den Lesebüchern weiß, 4-Uhr-Frühaufsteher, ließ sich allmorgendlich massieren. Dieses Amt versah zum Schluß ein Mann, der, außerstande, die kaiserlichen Gewohnheiten mitzumachen, sich mittels Alkohol wach erhielt. Eines Tages kam der Kaiser beschwerdeführend zu Katharina Schratt, ob sie für ihn einen neuen Masseur wisse, mit dem alten gehe es nicht mehr — er sei so beschwipst, daß er sich an ihm — dem Kaiser von Österreich, König von Ungarn, Markgrafen von Tirol und Vorarlberg, Herrn von Triest und Cattaro — anhalte und ihn im Massieren niederzureißen drohe. (Der apostolische Monarch hat übrigens weder vor- noch nachher ein so schönes Sinnbild der Mission geboten: Stütze seines Volks zu sein.)

Diesen Masseur, wahrscheinlich nicht um viele Jahrzehnte jünger als sein kaiserlicher Pfosten und vom Dusel so respektlos gemacht, daß er mit einem „Öha!" der Majestät an den Hals sinkt, betrachte ich seit jeher als die natürlichste Inkarnation des Wiener Komikers Moser. Es ist der Moser, wie er leibt und lebt!

Dieser eigentümliche Schauspieler nämlich wirkt immer wie ein Wach-Trunkener; das ist ein Mensch, der, obgleich gegenwärtig nüchtern, eine Unsumme unausgeschlafener Räusche in seinem Organismus beherbergt, sein Wachsein als einen chronischen Katzenjammer herumträgt — er ist nicht so sehr übernächtig als „untertägig" — und dem von der süßen Gewohnheit der Betäubung eine Art festwurzelnder Unsicherheit blieb.

Die Natur verhalf ihm dazu durch ein sonderbares Gestell. Seine Beine scheinen nämlich, wienerisch gesprochen, verkehrt eingehakelt; der Körper trägt ihre Last, nicht sie die seine. Sie hängen wie Blei an ihm, aber an ihnen hängt noch wie Blei aller Schmutz und alle Mühsal, welche die Vorsehung mit ihm zugleich aus dem proletarischen Sammelkanal fischte. Diese eingebogenen, in die Erde festgewachsenen Beine sehen wie eine Demonstration stumpfen Beharrens aus. In um so froherer Bewegung ist der Oberleib. Wenn Moser mit jemandem spricht, so geschieht es nur eindringlich und verbindlich; er redet ihm mit dem Gesicht unter die

Nase, fällt auf ihn, umarmt ihn — man weiß wie bei den Volltrunkenen nie: ist es Freundschaft oder Angriff? Und nichts vermöchte ihn in dieser frechen somnambulen Sachlichkeit zu stören. Nicht einmal der Zuruf: „Achtung!... Seine Majestät!"

II.

Er kam von den „Budapestern" her. So hieß einstmals eine lustige Wiener Jargon-Bühne. Eingeweihten brauche ich nur den Namen „Eisenbach" zu nennen, damit sie mit mir im Augenblick fühlen und begreifen, welches kostbare Gut der Theaterkultur in ihr gesammelt war, wieviele Meisterpossen auf ihr gespielt wurden, an deren Bau und Text sich die ganze deutsche Komödie von Sternheim bis Fulda ein Beispiel nehmen könnte und wie da gleichsam der Urlaut eines schauspielerischen Ingeniums hörbar wurde, das sich später unter verschiedenen Ruhmesnamen, aber leider mit verstellten Stimmen, in Berlin durchgesetzt hat.

Zu den Eigentümlichkeiten dieses Theaters gehörte es, daß der Andersgläubige — ich meine hier im Gegenteil: den Vertreter der christlich-germanischen Weltordnung — auf ihr bloß Komparse war. Der Gesetzes- oder Hausbedienstete einer familiären Welt von Streit, Wirrwarr und Schacher, der, von ihren Fluten benetzt, hoffnungslos daneben stand, also: Dienstmann, Gärtner, Möbelpacker, Bezirksrichter, Kutscher, Polizeikommissär. Er stand am untern Ende des Theaterzettels, dort, wo die andere Sprachregion bereits aufhörte. Seine Funktionen waren: zuzuschauen, umherzustehen, sich sein Teil zu denken und hie und da aufbrausend sein Eigenrecht zu reklamieren. Und wer verkörperte sie meisterlich in sich, als der unvergeßliche Name 8 oder 9 des Programms? Hans Moser.

Sicherlich kommt es von dieser Erinnerung, daß ich den inzwischen groß gewordenen Schauspieler noch heute immer als Teilwesen jener Welt sehe: von ihr unabgefertigt im Raum stehen gelassen, maulend und Ärger verschluckend, breitspurig und schüchtern zugleich, offensiv und demütig. Er ist der mürrische Lohnnehmer von 1928. Fern den Schriftdeutsch-Menschen, die sich seiner Leistungen bedienen, hält er sie sich mit einem Aug von vorsichtiger, stummer Neugier zehn Schritt vom Leib, säuselt ihnen bald Artigkeiten zu, fährt sie bald gröhlend an. Mit der Hand, die er zum Trinkgeldempfang hinstreckt, möchte er am liebsten Maulschellen austeilen. Ein jesuitisches Gemisch aus

Grobheit und Vertraulichkeit. Und dabei, wie gesagt, scheint dieses ganze sonderbare Bündel „Mann aus dem Volke", von den verschlapften Beinen aufwärts bis zu den verkniffenen Lippen, der wachsam und hakig vorspringenden, bäurischen Nase, den Augen, die auf sie aufpassen, und der Stimme, die zugleich kräht und flötet, im Lachen jedoch aus den Fugen geht, von Alkohol zerbröckelt.

Das ist der Körper, in den Hans Moser seine unerhörte novellistische Beobachtung des dienenden Menschen aufsog.

III.

Seine besten Momente: er hält in der Rede inne, der andere beginnt zu sprechen — und nun neigt er den Kopf schief, Ohr nach außen, Aug nach innen — wahrhaftig: er „lauscht"! Wer jetzt nicht Pythiaweisheiten von sich gibt, hat nichts zu lachen. Denn vor einem solchen Hörer muß man verstummen — oder ihn auf ewig verstummen machen. Oder: er hat etwas nicht verstanden, es betäubt sein Fassungsvermögen; er zuckt leise und fragt dann, den ganzen, ihm mitgeteilten Sachverhalt annullierend, nachtigallensüß-hochdeutsch: „Was?" (Es klingt wie: „Wasch?") Oder er muß lachen. Da beginnt in der tiefsten Tiefe eines verschlampten Bronchialkatarrhs etwas zu hutschen und schaukeln, wider Willen kommen aus dem leicht geöffneten Mund Erheiterungsgluckser, es strömt und faucht, aber der Lachkrampfvorrat wird nicht ausgegeben, die sittsame Gurgel siegt über das freche Zwerchfell. Es ist nicht wiederzugeben. Dieser Pyrrhussieg des Ernstbleibens wiegt wie ein Triumph des Gelächters.

Auch der Nichtwiener muß die Shakespearesche Wahrheit eines Leibes spüren, der so Tolles auszuschütten hat; dieses verhatschten Spinnweben-Geschöpfs, gemischt aus Wohnungsnot, Suff, Bosheit, Phlegma und Organisiertheit. Den richtigen Genuß an ihr kann freilich nur der Wiener haben. Er verehrt in Moser und dessen Genie der Menschenzeichnung die Renitenz eines verarmten Volkes.

Das Marine-Archiv

Österreich hat im Jahre 1918 das Meer verloren; von seinen Liniengeschwadern, Fregatten und Torpedo-Flotillen ist nichts mehr übrig; die k. und k. Marine lebt nur noch in der Phantasie des Schiffsarztanwärters Simon Schloß, genannt der „Admiral".

Doch ihr Ansehen ist keineswegs bloß ins Buch der Geschichte eingraviert.

Ich erfuhr diesen Trost einmal in der Straßenbahn, als ich vom Grinzinger „Heurigen" heimfuhr.

Auf der vorderen Plattform hing im Stützriemen ein Mann; neugierig quollen ihm die Augen in der Richtung der Sitzenden; er sah eine Menge vor sich, die ihm durch Stillschweigen die Achtung vorenthielt.

Neben ihm, klein, ängstlich, seine Frau; ihm gegenüber ein milder, schmächtiger Herr, voll Besorgnis, daß der angeheiterte Gigant aus dem Riemen falle.

Der begann indessen ein mißmutiges Selbstgespräch.

„Was meinen Sie?" fragt sein Gegenüber.

„Ich war zwölf Jahre bei der Handelsmarine!"

Der feine Herr, sich durch Ungläubigkeit einschmeichelnd:

„Zwölf Jahre?"

„Ja, zwölf Jahre. Da — fragen S' mei Frau! Oder glaubt's ös vielleicht net, ihr? Ich bitte, ich bin ein alter Marine-Diener. Wer's net glaubt, dem zeig i's. I hab auf mein Hintern zwa Handelsschiffe eintätowiert."

Erbleichen der weiblichen Passagiere; Kichern der männlichen.

„I bitt schön — zwa Handelsschiffe, zwa Handelsschiff hab i eintätowiert!"

Der kleine taktvolle Herr: „Handelsschiffe? Solche mit Segeln?" Und er malt, um den Beleidigten zu beruhigen, ein Fahrzeug in die Luft. „Aber na! Dös san ja kane Handelsschiff'. Dös sind Linienkreuzer. A wos — i zeig's Ihna."

Fährt mit einem Ruck an die Hose.

„Loisl!" schreit die Frau.

„Na ja, wenn's die Leut nicht glauben!"

Der Gutgekleidete, um ihn noch mehr zu besänftigen, zieht ein Stück Papier aus der Tasche, zeichnet etwas, reicht's dem Mariner hin: „Solche?"

„Geh, geh. Dös is a Schulschiff. A Schulschiff is sei Lebtag ka Handelsschiff. A Handelsschiff is a Handelsschiff. I muaß 's wissen, i hab auf mein Hintern —" Griff nach der Hose.

„Loisl!"

Doch Stolz und Eigensinn, einmal in Schwung, machen ihn unbeugsam; sein fachmännisches Gewissen befiehlt ihm die Entkleidung. Seine Finger wühlen sich hinter der Weste ein, schon sind die Hosenträger aufgeknöpfelt...

„Loisl!!!! I bitt di!"

„Unverschämt... Laßt's eahm!... Wachmann!... Soll er's herzagn..." brodelt's durcheinander.

Der Wagen hält, der Wachmann wird am Trittbrett sichtbar.

„I bitt schön, i hab auf mein' Hintern..."

Der Wachmann winkt ihm sarkastisch: „Ja, ja, ich weiß schon, wir werden uns die Handelsschiffe ein bisserl anschaun."

„Ah, Sie glauben's net, bitte..."

— — Der Disput des Abgeführten mit dem Wachmann verröchelt in der Nacht. Man hört in der Ferne nur noch: „Zwölf Jahr... a Segler is ka Kreuzer... die Marine... mei Hintern..."

Ich hätte diesem letzten k. und k. See-Patrioten gern einen Rat erteilt: seinen Leib einem Marine-Museum zu vermachen, um ihn dort mit dem Rücken gegen den Besucher aufstellen zu lassen, als Denkmal von Österreichs Seeruhm und -größe — aere perennius!

Der Esser von St. Just

„Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Tür."
(Platen.)

Wo haben wir's alle gelernt und gelesen: der große Kaiser Karl V., der Weltmacht müde, erscheint eines Nachts vor einer kleinen Klosterpforte und mauert sich fortan bei lebendigem Leibe ein. Erschütternd-katholisches Gemälde von der Nichtigkeit des Irdischen! — —

Herr William Prescott aus Chikago war ein vortrefflicher Mann. Zuerst Amateur der Geschichtsschreibung, durchstöberte er die europäischen Archive bald mit solcher Hingabe, daß ihn alle Akademien der Welt zu ihrem Ehrenmitglied ernannten. Besonders hatten es ihm (wie dem Großmeister Ranke) die Berichte der Venezianischen Gesandten angetan; auf sie vornehmlich baute er seine glänzenden Bücher, die voll so menschenfreundlicher, fast — soweit man dies von einer liebwerten Großvaterfigur sagen kann — amoralischer Voraussetzungslosigkeit sind, daß man sie mit mehr Zuversicht liest als alles, was bisher über den Weltkrieg geschrieben wurde.

Dieser Amerikaner (der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte) hat ein Werk über Philipp II. verfaßt, worin Ursachen und Umstände jener Klosterflucht Karls des Fünften genau beschrieben werden.

Was meint ihr, hat den großen Kaiser zu dem Entschluß gebracht? Melancholie, Imperiums-Ekel, Ärger über die Reformation? Möglich. Aber nach Prescotts zarter Andeutung spielte da noch ein anderes, begreiflicheres Motiv mit: die Vaterliebe des Gealterten.

Ist es ein Zufall, daß in nächster Nähe von St. Just sein unehelicher, dem geheimnisvollen Bund mit einer deutschen Patriziertochter entstammender Sohn Don Juan — der spätere Johann von Österreich — auferzogen wurde, und daß dieser illegitime Sproß Habsburgs seinen Vater bis ans Lebensende beinahe täglich besuchte?

Die Habsburger, wiewohl zu Romantik und Theatralik neigend, waren vor allem doch immer sehr zivile Naturen. Sie waren — im großen Sinn genommen — lichtscheu. Wär darum diese neue Version über Karls freiwillige Klausur nicht ganz verständlich?

Prescott schildert den Einzug ins Kloster. Nacht ist's? Und Stürme sausen für und für? „Für meinen Körper nur ein kleines Grab?" Nein. Tag ist's. Kein Sturm saust. Karl zieht ein mit einem Gefolge von über fünfzig Mann, darunter „dem Majordom, dem Almosenpfleger, dem Kleiderwart, dem Juwelenaufbewahrer" — der irdische Tand mußte, noch so verachtet, gezählt sein — „den Kämmerlingen, zwei Uhrmachern" — Uhren zu studieren, darin bestand bekanntlich seine Leibspielerei — „mehreren Sekretären, einem Arzt, einem Beichtvater, einigen Köchen, Zuckerbäckern, Brotbäckern, Brauern, Hegereitern und zahlreichen Bedienten."

Der Wirtschaftsdirektor eines erstklassigen europäischen Hotels könnte sich mit keinem so vollständigen Personal versehen. Die Brauer, Brotbäcker und Zuckerbäcker gehörten zum Sanatorium „Weltabgeschiedenheit".

Karl ließ sie auch nicht unbeschäftigt.

In einer entzückend überlegenen und schonungsvollen Wendung teilt Prescott mit, daß der Kaiser sogar zuviel Gebrauch von ihnen gemacht habe, denn seine Todesursache sei darin gelegen, daß er sich in dem freiwilligen Grab von St. Just — übergessen habe! Besonders die Pastellen-Pasteten hätten den kaiserlichen Eremiten angegriffen. Dies, obwohl er sich im übrigen nach der Ordnungsvorschrift mehr als genug geißelte. „Dennoch nähmlich", sagt Prescott, „machte sein Beichtvater, der Kardinal Loayasa, mit einer zur Ehre gereichenden Unabhängigkeit wider seines Herrn Appetitsbegünstigungen Vorstellungen, indem er Karl versicherte, daß Widerstand in diesem Punkt (der Unmäßigkeit im Essen) für seine Seele mehr als irgend eine Buße mit der Geißel tun würde." Karl hörte auf den Beichtvater so wenig wie auf den Leibarzt. Der war „leider nicht mit der Autorität von Sancho Pansas Ärzten ausgerüstet, und eine Aalpastete sowie ein wohlgespickter Kapaun oder irgend ein anderer schmackhafter Greuel übte auf Karl eine so große Bezauberung aus, als daß er hätte auf die Warnungen seines Arztes hören sollen."

Diese Bezauberung führte nach dem Scheinbegräbnis Karls — das in grandioser Shakespearescher Düsterkeit die österreichische Freude an einer „schönen Leich" widerspiegelt — zum wirklichen.

Aus dem historischen Rückblick geschaut, stellt sich die lebendige Eingesargtheit Karls V. in St. Just, und zwar nicht die schaurige Spielerei vor seinem Ableben, sondern sein ganzer Aufenthalt, als ein zeitübliches Inkognito, eine „Zurückziehung ins Pri-

vatleben“ dar. Wie hätte der römische Kaiser deutscher Nation es anders bewerkstelligen sollen? Sich irgendwo als schlichter Karl Müller, Karl v. Habsburg in ein Fremdenbuch eintragen? Der Weltlichkeit zu irgend einem Schloß mehr als gewünschten Zutritt gestatten?

Karl wählte das sichere geistliche Versteck.

Aber wie deutlich erscheint er heute, da sein ganzes Stammhaus sich ins Privatleben zurückziehen mußte, als majestätischer Vorläufer all der Erzherzoge, die, wie er, durch Herzensprivatheiten dazu bewogen, den höfischen Rang mit dem Zivilrock vertauschten?

Dieses ganze Geschlecht — es ist historisch und genealogisch nachweisbar — litt ja seit Anbeginn seiner Herrschaft an einer unbewußten, stillen Liebe zur Verborgenheit und Unerkanntheit. Wahrscheinlich deshalb, weil seiner beamtlichen Mittelmäßigkeit im großen Licht der Geschichte niemals recht wohl war. Jedenfalls deutet sein Hang zu spintisierender Theatralik und Machtromantik (von Kaiser Max dem Ersten bis zu Max von Mexiko) nicht minder als seine Liebe zur Anonymität auf die Wesensmischung aus katholischem Schuldbewußtsein und sinnlicher Lebensfreude. Jeder Habsburger hatte sein St. Just. Karls V. zweiter Nachfolger Rudolf spann sich in seinem Prager Schloß ein, trieb Alchimie und gründete eine Art freimaurerischen „Orden der Güte“. Die Linie geht folgerichtig weiter über Ferdinand den Gütigen, der in Prag mit einem großen steifen Filzhut spazieren ging und sich freute, wenn die Schulbuben mit ihm Spaß trieben, bis zu Johann Orth, Leopold Wölfling und Ferdinand Burg.

Und am Ende liegt schon in dem alten Balladenmotiv vom Grafen von Habsburg, der unerkannt einem Priester sein Pferd borgt, in der Schlichtheitslegende, die sogar Grillparzer in den stillen Zeilen aufnahm: „Das ist Habsburgs Schild“, des Hauses ganzes Geheimnis: sie wollten nicht ans Licht und waren dazu berufen.

Die Blutnachfolger des Mannes, „in dessen Reich die Sonne nicht unterging“, konnten deren Anblick nicht vertragen.

Lenin und Demel

Der Bolschewismus steht vor den Toren Wiens, Bela Kun hat sein Banner entfaltet; zwischen Oper und Grand Hotel stellen Bettler im Soldatenrock ihre Prothesen der Aprilsonne in die Auslage; ein Lahmer und ein Blinder ziehen im Märchenschritt miteinander und lassen den hellen Wehruf durch die Straße schallen: „Zwa arme Invaliden . . .!"

Noch hängen an der Stadt die Fetzen des Ersatzmitteldaseins.

Und die Feudalen? Harrach und Hardegg und Kinsky und Trautmannsdorf?

Wenn sie Sägspäne zu essen bekämen — sie flüchteten lieber auf ihre geliebte Schutzinsel am Kohlmarkt, genannt Konditorei Demel, als in ein volkstümliches Arkadien der Völlerei.

Aber sie bekommen Eiscreme und Schaumtorteletts und Waffeln. Höchst dekorative Leckerbissen, parfümierte Einhaltungen der Ernährungsvorschrift.

Die Servierdamen sind noch immer freundlich, ehrbar und würdig wie Schwestern eines adeligen Damenstiftes. Sie verbinden die Allüre der Burgtheater-Großmutter Wilbrandt-Baudius mit der stillhuschenden Devotion einer Logenschließerin. In ihren Gesichtern steht die Bekümmernis über die neue Zeit, die mit Prinzen, Baronen, Lebemännern und alleinstehenden Damen aufzuräumen droht. Was ist die Welt ohne die Annehmlichkeiten des Dienens und Dankens, ohne die beglückende Folie der Nobligkeit, ohne das Jovialitätstrinkgeld aus gräflichem Munde? Die Demel-Fräulein gehören enger und inniger zur Hautevolee als der Xandi Kinsky, der Dolfi Starhemberg und der Tatschkerl Auersperg. Sie tragen auf ihren schwarzen Blusen unsichtbare Erinnerungsmedaillons an Altösterreich. Dies geliebte, unvergeßliche Land findet hier die letzte kulinarische Ruhestatt. Wenn alles wankt — die Schwester Thesa bleibt beständig. Ihr Handkuß ist die spontanste und legalste Anerkennung des alten Regimes.

Bei Demel klingt ein ausgestorbener Dialekt auf: das „Knautschen"; jene turfbekannte Art, Lauten, die sich aus Gaumen und Nase quetschen, resigniert ihren Weg zu lassen, ohne Sorge darum, ob sie sich zu einem Satzbild fügen oder nicht. Unangestrengtheit ist bekanntlich das erste Adelsmerkmal; der Fürst betont und artikuliert nicht, man könnte sonst glauben, er wolle etwas haben,

und sei's auch nur: Recht. Österreichs Aristokraten haben sich deshalb eine eigne Sprache zugelegt: das Negligé im Tonfall; die Zunge legt sich da faul zurück wie in einen Klubfauteuil, die Vokale erhalten eine kleine Parfum-Injektion Langweile aus verengter Nasenhöhle, die „r" werden von der Gaumenplatte aufgepickt wie Krumen einer delikaten Torte, die Lippen öffnen sich zu nicht mehr Atem, als man dem öffentlichen Besitz unbedingt entnehmen muß — und dieser tönende Mundvorrat wird schluckweise konsumiert, zerbröckelt in einer Sauce von Gelächel.

Das war die Sprache der oberen Hundert, welche sich in den Rentengenuß aus der G. m. b. H. „Österreich" teilten; es ist die Demel-Prosa.

Der Graf trägt noch immer sein Monokel und ißt die „Scheideln" gedankenlos in sich hinein, als ob er an Weintrauben zupfe. Fragt:

„Waren die Bojschewiken schon da?" (Klingt wie: „Chaudeau".)

Der Schwesternchor: Hihihi.

„Nein, Herr Graf."

„Das hat noch Zeit, Herr Graf."

„Wir könnens derwarten, Herr Graf."

„Hihihi."

„Ich hab mich schon gfürcht. Ich bin so furchtsam, weißt. Geh — eine Eiscreme, Thesa. Servus Pauckerl — wie gehts denn der Tant Klotüd?"

„Sie war bei der Hansi Palffy."

„Hots auch schon Angst vorn Bojschewismus?"

„Kannst dir denken. Der Alexondr hot xogt, sie traut sie nimmer raus — wegn en Bojschewismus, sogt er."

„Ja, mir ham halt alle so eine Angst, was?"

„Hihi." —

Das Gespenst von Demel 1919: zwischen je einer Portion Eiscreme und Gotha sitzt der Lenin. Sie bannen ihn mit Witz und Spott. Aber über ihren Rücken läuft eine Gänsehaut. Sie singen im dunklen Wald der Zeit vor sich hin ...

Und antworten dem Tod, der sie an der Schulter zupft: „Brüderl komm!" ein bißchen verlegen mit „Degoutant!"

Die Narren von Görz

Als der Leutnant die Geschichte, von der ich hier Mitteilung mache, zu Ende erzählt hatte, versanken wir alle in jenes abendrotumglühte Stillschweigen, das der Phantasie vor ihrer Rückkehr ins Gewöhnliche noch kurze Rast gibt.

Ich weiß nicht, was die anderen dabei dachten; der eine trauerte um den Hingang Österreichs, dem anderen tanzten Goyasche Zwergkrüppel vor dem Aug, der dritte roch den Monturgeruch der alten Armee; ich aber kam in diesen Minuten darauf, was unsereins, arme Schreibteufel, von den ruhmreichen Kolossen der Nacherzählung unterscheidet: ihnen entzündet sich erst an wahren Sachverhalten die Kraft; uns dagegen geht, wo wir nichts mehr zu fingieren haben, die Kerze aus. Wir fühlen uns dann sogleich schamvoll als Abschreiber der Wirklichkeit.

So wünsche ich denn hier wirklich nichts anderes, als sie abzuschreiben; und zwar so wörtlich und glaubhaft, daß diese Aufzeichnung dereinst in ein „Grabmal des unbekannten Zivilisten“ mit versenkt werden könnte... als Protokoll von 1916.

Damals gehörte die Stadt Görz (Goricia) noch zu Österreich. Infolgedessen befand sich in ihr ein Irrenhaus.

Das Korpskommando gibt eines Tages den Befehl aus: Evakuierung von Görz!

Die Zivilbevölkerung wird abtransportiert, die ersten Kugeln fliegen. Aber halt — was ist mit dem Irrenhaus? Man kann die 60 Patienten, die es derzeit beherbergt, doch nicht zurücklassen?!

Am Abend wird der Feldwebel Kosak der Trainkolonne Numero Soundsoviel, am Rande von Görz stationiert, vor den Leutnant gerufen:

„Sie, Feldwebel, lassen Sie zwei Plachenwagen einspannen, nehmen Sie vier Leute und fahren Sie bis zu der Straßenkreuzung am Eingang von Görz. Dort werden Sie das Weitere erfahren.“

Das Weitere... Also eine geschlossene Ordre, denkt der Feldwebel. Was kann es denn nur Geheimnisvolles sein?... Mit zwei Plachenwagen? Plachenwagen braucht man sonst nur zur Provianteinfuhr, die Zeltplache wird über den Wagen gezogen und hinten mit starken Rucksackseilen verschnürt, damit die Kartoffeln oder Eier oder lebenden Kälber nicht herauskullern. Der Feldwebel läßt einspannen, fährt in den Abend hinein, kommt an die Straßenkreuzung. Ein Feldgendarm erwartet ihn.

„Sie sind der Feldwebel Kosak von der Trainkolonne Soundsoviel? Dann fahren Sie weiter bis zum Görzer Irrenhaus."

Der Feldwebel setzt sich auf. Eine Brise weht ihm in den Ärmel, kitzelt seine Haut. Es wird sich nicht um Kartoffeln handeln.

Vor dem Irrenhaus ein Feldgendarm.

„Ja, ja, ich weiß schon, Sie sollen die Narren abholen."

... Wenn ein Österreicher „Narr" sagt, mildert ein spöttisches „o" den kalkweißen Schrecken des „a". Das ermuntert den Feldwebel nicht, er hört nur die zwei knarrenden „r". Narren-Fuhrmann sein. Irrsinnige ins Hinterland schaffen! Schöner Auftrag für einen alten Diener, der Limanowa mitgemacht hat und Belgrad.

„Wie sollen wir's denn aufladen?"

„Nimmst halt," spricht außerdienstlich der Feldgendarm, „deine vier Mann, die holen sie, wir machen hinten die Plachen auf und schmeißen die Narren eini!"

Die Plache wird aufgeschnürt, eine mannsbreite Öffnung bleibt.

Der Feldgendarm zieht einen Schreibblock nebst Bleistift aus der Tasche. Mittlerweile haben Pfleger und Soldaten die ersten Irren hergeschafft; heulend quellen immer noch mehr aus dem Tor; man ergreift die vordersten ... und ...

„Zwa ... vier ... sechs ... acht ..." ruft der Feldwebel, der sie paarweise durch die Öffnung in den Wagen wirft.

Der Feldgendarm, Block und Bleistift in den Händen, macht stillschweigend Stricherln.

„Achtzehn, zwanzig, zweiundzwanzig ..."

Irrsinnsgedröhne. Der Feldgendarm schreibt, der Feldwebel schwitzt.

„Sechsundzwanzig, achtazwanzig, dreißig!"

Die Soldaten drücken die Fracht ins Innere, der Feldwebel ergreift rasch die Rucksackschnur, zieht sie noch rascher zusammen, wickelt, zieht, zerrt — die Plache drückt sich immer niedriger auf die Häupter der eingesammelten Irren — jetzt sind sie abgesperrt.

„Jesus, ne mam Luft ..." sticht aus dem verschnürten Tobsuchtsbündel der Ruf eines Böhmen. (Wie kam er her?)

Der Feldwebel fächelt mit der Kappe sein Gesicht, der Feldgendarm zählt seine Striche ... richtig, stimmt: dreißig Stück.

Jetzt kommt der zweite Wagen dran. Die Arbeit beginnt von neuem. Zwei, vier undsoweiter. Als die Fuhre komplett ist, schreitet der Feldgendarm in dienstlicher Haltung auf den Feldwebel zu und reicht ihm das Papier hin:

„Sie bestätigen mir die Übernahme von sechzig Narren."
Unterschrift.
„Na, und wohin soll i jetzt mit ihnen?"
„Du fahrst nur vier Kilometer weit, bis zum Trigonometer Nr. 111 . . . da hörst nachher das Weitere . . ."
Hühott — die Narrenfracht setzt sich in Bewegung. Zwei berstvolle, festverschnürte Wagen mit Lebendvieh — das vor Angst mit menschlichen Kehlen schreit. Schreit und — lacht! Bürger von Görz, seid froh, daß ihr damals die Landstraße nicht betreten durftet.
Trigonometer 111. Eine Feldwache zeigt querfeldein nach links:
„Dort zu der neuen Baracke!"
Ja, da liegt sie, milchweiß und sauber, schneidet ein Lichtviereck ins abendliche Dunkel. Der Feldwebel springt vom Wagen, ein Feldgendarm begrüßt ihn.
„Spät bringst es." Diesmal zieht auch der Feldwebel einen Block heraus, es handelt sich um „übergeben", nicht nur um „übernehmen".
„Ja, wie kriegen wir's denn in die Baracken?"
Der Feldwebel hat schon Übung drin. Er schließt mit dem Gendarm und seinen Leuten zunächst sperrangelweit das Tor der Baracke auf; dann wird die erste Plache aufgebunden; dann:
„Zwa . . ., vier . . ., sechs . . ., acht . . ."
Dreißig. Stimmt. Hinter den kreischend über die Schwelle Gedrängten schließt sich einen Augenblick lang das Barackentor; Geheul von drinnen; Geheul von draußen, dann öffnet sich das Tor wieder.
„Zwei . . ., vier," beginnen die Soldaten.
Der Feldwebel schreibt, der Feldgendarm schreibt, es gibt keinen Irrtum.
„Sechsundzwanzig . . ., achtundzwanzig!" Aus.
„Na weiter — zwa noch!"
„Melde gehorsamst . . . es san keine zwei mehr drinnen . . ."
Der Feldgendarm in spitzem Dienstton:
„Ich kann Ihnen nur achtundfünfzig Narren bestätigen. Für die zwei tragen Sie die Verantwortlichkeit . . ." — — —
Nachtkühle, der Feldwebel hat sich eine Zigarette angezündet, stützt seinen Kopf, bevor's zur Kompanie zurückgeht, noch einen Moment an die Baracke, spürt Montur und Brummbaß des Gendarmen wohltuend in der Nähe.

Aber — was ist das? Was weht auf einmal so unheimlich aus der Finsternis. Was tost lautlos ans Ohr?

Die Natren sind plötzlich und ohne Grund ganz stille geworden. Die Baracke liegt wie ein Totenhaus. Der Gendarm sagt zum Feldwebel: „Du . . . ich möcht ihnen doch ein paar gute Worte sagen . ." nach einer Weile.

„Aber mir ist so entrisch (unheimlich) . . . komm du mit! . . ."

Feldwebel und Feldgendarm machen sich auf den Weg, öffnen die Barackentür und bleiben, die eine Hand an der Klinke, im Eingang stehen. Vor ihnen: schwarze Nacht. Der Feldgendarm räuspert sich, es klingt grabeshohl.

„Du," wispert er zum Feldwebel, „red doch lieber du mit ihnen, du kennst's ja länger . . ."

Der Feldwebel macht einen Schritt vor die Baracke und apostrophiert das Dunkel.

„Narren! . . . Guten Abend!"

Die Anrede klingt scharf, der Gruß warm.

Keine Antwort.

Zweite Ansprache (milder):

„Leuteln . . . schlaft's schon?"

Totenstille.

„Mir wird so entrisch," sagt der Feldgendarm, „holen wir ein Licht und schauen, was da los ist."

Laternen werden gebracht. Die Soldaten halten sie hoch, schwenken sie hin und her . . . da wird der Feldgendarm grün und bleich im Gesicht . . . — kein einziger Narr im Raume! Alle ausgeflogen!!

Denn die Baracke war erst neu zu bauen begonnen worden und es fehlte noch die rückwärtige Wand.

Eisig kühl dringt durch den Raum jetzt die Dienststimme des Feldwebels: „Sie bestätigen mir die Übernahme von achtundfünfzig Narren!"

Was mit den sechzig Narren weiter geschah, ist unbekannt.

Der Leutnant zuckte, darnach befragt, die Achseln.

Im Krieg wurden die Menschen nämlich nur übernommen.

Solltet ihr aber hören, daß in der Nähe von Görz nächtlicherweile seltsame Schatten . . .

Oder wer weiß: vielleicht liefen sie nach Wien . . . .

Oder kamen nach München.

Oder . . . ??

Der Goldfüllfederkönig

Ernst Winkler, der Goldfüllfederkönig, ist eine der markantesten Gestalten der österreichischen Geschichte.

Im Anfang seiner Laufbahn bestrebt, den von ihm erzeugten Goldfüllfedern durch das Attribut „König" zu erhöhtem Absatz zu verhelfen, änderte er später seinen Plan und bediente sich des Goldfüllfederverschleißes als Prätext für seinen Königstitel. Seine Regierung war maßvoll, menschlich, milde, erleuchtet obendrein von der Kenntnis des österreichischen Volkscharakters. In jenen seit der Gründung der Ostmark (790) fortdauernden Wirrwarr aus Ämterteilung, Personalverlegenheit und Kompetenzzwist hineingeboren, bediente er sich seiner zwar zur Aufrichtung seiner Herrschaft, doch auch zur Lösung innerstaatlicher Probleme.

Die in Anbetracht des riesigen Beamtenstatus und der unübersehbaren Entscheidungstellen von keiner Verfassungsform, weder vom Absolutismus noch vom Konstitutionalismus und von der Monarchie ebensowenig wie von der Republik befriedigte Frage der Staatsbürger, wer denn für die Geschehnisse verantwortlich sei, der durch Alt- und Neu-Österreichs Chroniken hoffnungslos wehende Ruf: „Wer war's?", wurde von ihm selbstlos und kühn mit dem Satz beantwortet: „Ich." So gab er dem Volk in der Figur eines Schuldtragenden zugleich den berechtigten Herrscher.

Gegner und Kritiker seines Regimes haben diese Staatsakte, wodurch er sich einmal als Verüber eines wochenlang umstrittenen Mordes, ein anderes Mal als Mitwisser und Urheber politischer Dunkeltaten bezeichnete, Mystifikationen genannt. Sie bedachten nicht, daß er im Gegenteil sein Volk aus dem mystifizierenden Nebel, den die Aufhellungsversuche des behördlichpolitischen Apparats im Verein mit dem wahren Hergang der jeweiligen Ereignisse über seine Häupter zog, herausführen wollte, indem er sich selber für das „x" in die unauflösbare Gleichung einsetzte. So ernannte er aus der frühzeitigen Erkenntnis, daß die Begebenheiten seines Reichs der öffentlichen Irreführungen dienen, die Mystifikationen zur Wirklichkeit.

Heute darf man das in den Archiven des Landes schlummernde Geheimnis aussprechen, daß das Ultimatum an Serbien seiner Feder entflossen war; die Amts- und Militärstellen konnten das Übel nicht mehr aufhalten. Und Franz Josef soll, als man ihm das Furchtbare mitteilte, ausgerufen haben: „Lass' m'r ihn!"

Ich suche eine Lichtenberg-Stelle

Georg Christian Lichtenberg, Mathematiker, Satiriker, Aphoristiker, merkwürdige huzelmännische Kreuzung aus Lawrence Sterne und Arthur Schopenhauer, gehört zum geistigen Grundbestand der Deutschen, keiner wird verfehlen, seinen Namen als heilige Lippenzier zu gebrauchen und ihn gegebenenfalls gegen das gesamte Schrifttum der Gegenwart auszuspielen.

Infolgedessen hatte ihn, als ich mir eine Stelle aus seinen Londoner Briefen abschreiben wollte, kein Wiener Buchhändler vorrätig. Aber — fiel mir da ein — wozu gibt es denn die große Hof-, jetzt Nationalbibliothek? Ich will mit ihr aus diesem Anlasse Bekanntschaft machen!

Ein Nebentrakt der alten Hofburg ist ihre Herberge. Welcher wundervolle graue Barockbau auf dem stillen Josefsplatz! Wie vorzeitnobel dieses symmetrische Viereck mit den reingefegten Pflasterbuckeln!

Kühler Feudalhauch weht aus dem Vorraum, aus Zimt und Lack gemengt, der gewisse Duft parkettierter Säle, den das Belvedere, das Burgtheater und die vornehmen Regierungsbauten ausstrahlen.

Ein alter Diener im Amtskleid, Typus: Logenschließer (er hat Erzherzogen aus dem Mantel geholfen), nimmt mir die Garderobe ab und verabreicht mir dagegen eine numerierte Blechmarke; ohne die gibt's oben keinen Sitzplatz!

„Wieviel bin ich schuldig?"

Oh, nichts natürlich! Der Staat legt auf den Bildungshunger keine Steuer. Und dann ist man ja gewissermaßen noch immer beim Kaiser zu Gast...

Die breite weiße Fürstentreppe hinan! An jeder Biegung ein schwarzer Laternenaufsatz. Deckengemälde.

Vorraum zwei. Diener huschen auf leisesten Sohlen, das Parkett knarrt störungsängstlich, diskret.

Ich blättere in faustdicken Katalogen. Nichts zu finden! Ja, sagt man, sie sind ja nur für die Handbibliothek. Ich möge also Titel, Verlagsart und Autor des gewünschten Werkes auf einen Zettel schreiben. Jedoch bei diesen verräumten Büchern heißt es natürlich, sich ein, zwei Tage gedulden. Außer der Herr Direktor...

Der Herr Direktor — sehr gut, wozu bin ich selber Mann der Feder? Ich lasse mich bei ihm anmelden. Als ich des munteren,

etwa fünfunddreißigjährigen und poetisch frisierten Herrn ansichtig werde, geht mir rasch ein Stück österreichischer Literaturgeschichte durch den Kopf. Direktor der Hofbibliothek — hat nicht Franz Grillparzer beinah sein Lebtag lang in Ministerialvorzimmern herumgestanden, um diese Stelle zu bekommen? War er wegen dieses äußersten, tiefst erflehten Lebensziels, das ihm endlich Schaffensruh' vergönnen sollte, nicht zweimal bei Sr. Majestät Franz I. in Audienz und beide Male vergeblich, da er durch sein heidnisches, romfeindliches Gedicht über die Ruinen des Campo vacino und hernach durch seine Ode auf die Genesung des Thronfolgers (Ferdinand des Gütigen) den höfischen Takt verletzt hatte?

Der blonde helläugige Mann hier war in der Bewerbung glücklicher. O bitte, natürlich, sofort, sagt er, als ich ihm mein Ansuchen vortrage und steckt mir zugleich einen Widmungsband seiner soeben erschienenen Novellen in die Tasche.

Ich suche mit ihm gemeinsam in großen Verzeichnisbüchern und schreibe die Daten auf ein kleines vorgedrucktes Papier.

„Kann ich auf das Buch warten?"

Nein, leider, das geht nicht. Nämlich: in den Kellermagazinen, die sich bis zur Bräunerstraße hinüber erstrecken, sind nahezu zwei Millionen Bücher untergebracht, sage und schreibe: Millionen zwei — ich müßte doch erst den Zettel einem Diener übergeben und am nächsten Tage wiederkommen.

Zwei Millionen, ich kann es noch immer nicht fassen. Mir fällt ein, daß ich schon in der Jugend davon hörte, mit welchen fabelhaften Werten die innere Stadt unterkellert sei, auf welchem dreifach symbolischen Weihegrund sie ruhe: Die Katakomben von St. Stefan mit Urvätergräbern und Heiligengebeinen, die Weinkellereien des Rathauskellers und die Bücher der Hof- und Universitätsbibliothek unterminieren die ganze Stadt. Der Punkt, wo Wein, Buch und Glaube in einem Kreuzgang zusammenstoßen, dürfte der Schwerpunkt Wiens sein ... Ein wunderbares Oberweltgefühl!

Am nächsten Tag erscheine ich wieder.

„Bitte?"

„Lichtenbergs ausgewählte Werke. Der Direktor hat persönlich den Zettel abgegeben."

Der Diener sucht unter den Papierschnitzeln, und ein zweiter

hilft ihm, ein dritter steckt den Kopf über beide. Dann, sich an den nächsten Petenten wendend und ohne mich anzusehen, spricht der erste: „Nix is. Der Zettel is in Verlor gangen."

Kein Wort sonst.

Ich steige die prachtvolle Barocktreppe hinab und beneide einen Augenblick lang Lichtenberg um seine unzugängliche Ruhestatt: hundert Klafter tief unter Wien, zwischen Gumpoldskirchner und Heiligenknochen.

Mendel, der Eingeweihte

Außerösterreichischen Menschen, denen der Schlüssel zum Verständnis des von Karl dem Großen gegründeten und unter Karl dem Zahmen dahingegangenen Jahrtausend-Reichs fehlt, wo Leichtfertigkeit, Humanität, Irrsinn, Formfreude, Güte, Katakombendüster und Wiesenlicht zu einer vielfarbigen Einheit zusammenwuchsen, muß die Gestalt Mendel Singers vorgeführt werden, des steinalten Wiener Parlamentsberichterstatters.

Wäre etwa in den Frühlingstagen von 1917 ein Forschungsreisender ins Wiener Reichtagssgebäude, diesen mollerten Griechentempel der Politik, geraten, so hätte ihm in den Couloirs unter den Ministern, Abgeordneten und Journalisten die sonderbare Figur eines Mannes ins Auge springen müssen, der in schlapfenden, bleischweren Stiefeln seinen zurückgelehnten Würdenrumpf nach vorn trug; er schritt mit steil gradaus gerichtetem Gesicht, wie ein Mensch, dessen man innerhalb eines Tages nur fünf Minuten lang auf dem Weg vom Arbeits- ins Konferenzzimmer habhaft werden kann und dem sich nunmehr von links und rechts rasch gestammelte Bitten anhängen; der Bauch zog ihn wie ein Gespann; den Kopf bedeckte ein Hauskäppi, und die Hände fielen so lässig-tatenbereit die Hüften abwärts, als hielte er in ihnen eine Bahnhofsglocke, um alle parlamentarischen Stationen von „Mißbilligungsantrag, Geschäftsordnungsausschuß, dritte Budget-Lesung über Ministeranklage nach Reichsuntergang" auszuläuten.

Ab und zu näherte sich ihm voll Frohlaune ein Abgeordneter, nahm einen Witz oder Bescheid entgegen, zahlte mit Gelächter und reichte ihm die Hand.

Dann gesellte sich in Generalsuniform, ebenso bäuchig, aber ungleich im Bauch, der Minister für Landesverteidigung diesem Hausverwalter zu, marschierte schweigend und gradaus neben ihm. Von ferne umkreiste sie beide wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, ein fremder Schüchterling, hielt Schritt mit ihnen oder ließ sie, an die Wand gedrückt, vorbei, bis der Patriarch — dem wohl die geistlichen Verrichtungen des Hauses oblagen? — seiner Murmelrede mit schneidender Handbewegung nach ihm hin die Spitze gab: „Interveniert wird nicht!" und leise wieder fortfuhr.

Der Allgewaltige war Mendel Singer, kaiserlicher Rat und Edler von. Drinnen im Saale versuchten die zehn bis fünfzehn Völker-

schaften der Monarchie zum erstenmal seit Kriegsbeginn, vielleicht aber zum letztenmal überhaupt, das Gehör der unbekannten, pythischen Reichszentrale zu erreichen. Die Art, wie diese Abgesandten ihre Zungen quetschten, die Stimmbänder aufbliesen, um die Empörung ihres fernen Dorfes in der fremden Mundart — nämlich auf deutsch — auszudrücken, war pittoresk; sie durchsäftete, durchwühlte die sonst so phrasenplatte Sprache, daß sie Goethescher und Schillerischer klang als aus jeder patentiert deutschen Kehle. Es war ein herrliches Theater, Aufruhr und Wärme, der Kabinettschef zitternd wie ein Kandidat, rhetorische Volksflaggen um ihn, die in allen Farben flatterten und von ihnen zugedeckt der Leichnam des Reichsgedankens...

...Draußen aber schritt Emanuel Edler von Singer, genannt Mendel, wie sein ehrwürdiger und ruhiger Bruder, der Dolomitengipfel, fürbaß, nahm den lodernden Lärm, der jetzt schon vier Jahrzehnte lang sein Ohr umbrauste, nicht zur Kenntnis und verschrieb, wie seit eh und je, in schmackhafter Anekdotenhülle und Jargonpackung die Pillen: „Ruh geben! Verständigen! Ausgleichen! Nachgeben!" Oh, er war, hatte ihn der alte Kaiser gleich selten gesehen — man sagte sogar: ein einziges Mal, nämlich gelegentlich der Dankaudienz nach Singers Adelserhebung, die das Werk der Wahlreform krönte —, ganz ein Mann nach Franz Josefs Herzen; er wußte, daß der streitbaren, gutmütigen Familie Österreich bloß der Ausgleichsonkel fehlte, der in den Lärm hinein eine gute Anekdote vom Stapel ließ: „Das erinnert mich an Sami Krotoschiner aus Bialystok..." und damit die Gemüter beschwichtigte. Sein jüdischer Familiensinn war der Born unschätzbarer schwarzgelber Staatsräson, darin bestehend, jedem einzelnen, dem es doch offensichtlich nur auf das Bewußtsein der Gleichgeschätztheit und Ebenbürtigkeit ankam, dieses Hochgefühl durch eine dargereichte Ministerhand, eine Kaiseraudienz, eine kordiale Ehrung zu verschaffen.

Er also kannte, wie figura zeigt, und war gekannt. Der biedere, urwüchsige, die Vätersprache nicht verleugnende Mann fand bei den hohen und höchsten Personen des Staates Anklang. Sie ergötzten sich an seiner Rede, erhorchten in ihm das Urherz des düsteren Zeitungsgemauschels — so beruhigend harmlos und nüchtern! — ja, sie brauchten ihn zum Schluß wie als Schlüssel. Aussprüche wie die: „Ich kenne in der Publizistik der Residenz zwei Kategorien: die einen chappen (d. i. nehmen Geld) und die ande-

ren kenn ich nicht“ oder „Wer gibt, hat Ruh“ oder „Ich pflege mich mit meinem seligen Bruder am Grabhügel auszusprechen. Und so sind wir das letztemal verblieben, es sollen uns alle...“ oder „Die Völker bedarfen eines Ausgleichers“, würzten die politische Luft und verschafften dem Mann, der seiner vielen Beziehungen wegen von seinem Bruder, dem Zeitungschef, zum Parlamentsberichterstatter ausersehen war (und es darin zum Beinamen „Der Nestor“ brachte), die Freundschaft hochmögender Herren. Er wurde der Jagdfreund des Fürsten Fürstenberg. Die Salvators tätschelten ihm die Schulter. Graf Clam Martinitz, einer der letzten Ministerpräsidenten Österreichs, rief ihn vor jeder wichtigen Konferenz an. Mendel Singer, wiewohl keiner anderen Weisheit fähig als jeder Leser und Abonnent, der das Auge offen und die Zunge nicht im Zaum hat, arrivierte vom „kaiserlichen Rat“ — als der er von den Pustertalbauern, bei denen er allsommerlich weilte, schon wegen der unerforschlichen Verwandtschaft seines Dialekts mit dem ihren hoch geehrt war — zum ministeriellen Berater. Es lag Sinn in dem Witze. Ließ sich der Journalismus von den hochtrabenden Wichtigkeiten, die ihm aus Ministerialzimmern und Hofkanzleien zuflossen, beschummeln und gab sie noch weihevoller zurück, so hinterbrachte hier eines seiner ahnungslosen Enfant terribles, angetan mit dem vollen Ornat der Eingeweihtheit, die Eindrücke seines Hausverstandes als Information und Belehrung. Und die Pustertalbauern behielten recht: Mendel regierte Österreich.

Es geschah also die Merkwürdigkeit, daß der Staat seine Presse, die ihn an Geheimnistuerei übertraf, für wissender hielt als sich selber; daß er bei der Menge abgetönter Kompetenzen, die voneinander nicht wußten, der raunenden und raschelnden Machinationen, die vom Hof, der Gesellschaft, der Geistlichkeit und aus den Amts- und Militärkanzleien ihren Ausgang nahmen, am Schluß sich bei den von ihm Informierten Rat holte. Mendel Singer durfte ein Jahrzehnt lang dem Lever des Grafen Stürgkh beiwohnen. Er war Zeuge von dessen Morgentoilette. Man hätte annehmen können, der Minister ruhe sich bei dem Geplätscher von Mendel Singers Rede aus. Nein. Er arbeitete da. Er lauschte angespannt.

Viele Ministerpräsidentenschicksale hat Mendel Singer also begleitet. Mendel ist Frühaufsteher. Machte einem neuen Mann diese Gewohnheit Sorge, so beschwichtigte ihn der alte Bericht-

erstatter: „Während Sie sich waschen, Exzellenz, informiere ich Sie." Diese Worte „Informieren, Information", dem Gralsritus der Zeitung entlehnt, blieben seines Lebens Pulsschlag. Er wußte nichts, er versinnbildlichte es bloß treffend. Aber diese Eignung machte ihn zu einem der einflußreichsten Männer der Monarchie; sie läßt ihn noch heute, wo Türsteher und Lakaien im Besitz der einstigen Würde sind, als den gleichen Hüter verborgenen Geschichtssinns durch die Säulengänge des Parlaments wandeln wie zu der Zeit der Nationalitätenzwiste, als er, am Arm zweier Führer den Dachstein hinankeuchend, einem Prager Zeitungsmann, der oben in Frieden sein Glas Milch einnahm, die vorwurfsvollen Worte zurief: „Was treibts Ihr in Behmen?!"

Der Vorstadt-Hypochonder

„Ich hab einmal einen alten Isabellenschimmel in ein Ziegelwagen eingspannt gsehgn. — seitdem bring ich die Zukunft nimmer aus 'm Sinn." Nestroy

„Hypochondrie" — „Vorstadt" — sind das nicht Begriffe, die einander ausschalten? Hört man dazu nicht den Satz „Herr, bei uns gibt's ka Kranksein, wir können uns das net leisten!?" Und entblüht nicht, umgekehrt, alle eingebildete Kränkelei bloß dem Schoß der Wohlgeborenheit und Langweile?... Der Grandseigneur, der in Lord Byrons Sonnenwagen kutschiert, kriegt's bald mit der Galle zu tun, bald mit der Leber, bald mit den Nerven; sein Leibkutscher hat keine Zeit dazu.

Doch gibt es Leibkutscher mit Lordgeblüt; solche, die der Anblick des „alten Isabellenschimmels am Ziegelwagen" — nebenbei bemerkt: welche wunderbare Zwangsvorstellung der Wehmut! — ein für allemal vergiftet hat. Es sind jene merkwürdigen Käuze, deren Hirn Dialekt redet, dieweil ihr Herz hochdeutsch funktioniert — die Randgänger zwischen der großen Welt und der Vorstadt, welche man Volksdichter nennt. Sie haben sich ahnungslos eines Tages die schöpferische Infektion geholt; vielleicht war der Bazillus ein früh im Herzen hängen gebliebener Kehrreim (gleich dem alten: „Er ist lange tot und hin..." oder „Der Ritter lag, der Ritter lag erschlagen..."); vielleicht zwei Zeilen eines abgerissenen Bauernkalenders; vielleicht der erste Theatereindruck. Mit diesem Keim war der Riß zwischen dem naiven und dem sozusagen offiziellen Gefühl in ihnen entstanden; ihre Seele zwischen Dialekt und Hochdeutsch entzweigebrochen. Sie sind unbrauchbare Vorstädter geworden und unzulängliche Weltbürger, zu voll, eigenartig und feierlich für den kleinen Bezirk, zu linkisch, kindisch und unfrei in der höheren Welt. Die Frucht dieses Zwitterdaseins ist: Hypochondrie.

In Wien, wo die beiden Sprachwelten durch ihre ideale Nachbarschaft sich wechselseitig befruchten, wo Burgtheaterhall das Herz der Vorstadt mit höheren Gelüsten ansteckt (oder zum Schabernack reizt) und die Schlichtinnigkeit und Naturpfiffigkeit der kleinen Gasse auch hohlen Jamben Leben einhaucht, wurde der genialste Vorstadt-Hypochonder geboren: Raimund. Sein Werdegang ist ein Lesebuchbeispiel jener schöpferischen Selbstvergif-

tung, mit der Niedergeborene den „Höhenflug“ bezahlen; der kleine Konditorjunge, der Abend für Abend im Zwischenakt den Zweiten-Rang-Gästen „Bäckerei, Gefrornes, Kollatschen“ anbot, hatte sich unmerklich und bei verdunkeltem Haus von dem rauschend-pathetischen Gerede da unten eine Krankheit in seine Seele eingewirtschaftet; sie wollte fortan auch so reden. Raimund ging zur Schmiere, wurde Dichter; und was erscheint dem Kindlichen als der Ordensfrack der neuen Sprache, als Urquell des noblen Aromas, den hochdeutsche Worte ausstrahlen? Die Begriffe „Melancholie“ und „Traurigkeit“. Raimund, bei etwas schwerblütigem Naturell, das sonst allerdings wie bei seinem Zeitgenossen und Vornamensbruder, dem Stegreifdichter Sauter, in lockere Heurigen-Sentimentalität abgeflossen wäre, war bis ins Herzblut hinein von den beiden Worten infiltriert. Er hätte sicherlich, wäre es ihm bekannt gewesen, den wunderschönen Ausspruch Börnes: „Melancholie ist die Freudigkeit Gottes“ in den Wiener Dialekt übertragen.

Der Entzweigerissene ist überheizt mit Ängsten; da er den Bürgerboden unter seinen Füßen verloren hat, ohne schon gleich stark auf einem anderen zu stehen und die gewonnene Schriftdeutschkenntnis noch nicht ausreicht, um ihn aus sich heraus zu kurieren, späht er auf allen Wegen dem Unglück entgegen; fürchtet abergläubisch den Hundebiß des Schicksals. Fürchtet ihn — und ruft ihn herbei; er muß den Hund, der ihn zwei Tage vor seinem Tod ins Bein biß, vorher recht sonderbar angeäugt haben..

Einmal neben Grillparzer bei der Première von Nestroys „Lumpazi“ im Theater sitzend, weinte er: „Sehn S’, das bring ich net z’samm.“ Weinte warum? Ob der verlorenen Standfestigkeit. Denn bei Nestroy war’s umgekehrt: der war Advokat gewesen, kam von der Bildung her. Da kann einer freilich leicht in Feenwelten schwärmen, ohne den inneren Humor zu verlieren!...

Ich kenne noch einen, Raimunds Nachfahre in Wesen und Tragik: den Komiker Karl Valentin aus München. Kindlich wie jener; voll Respekt die Hochdeutschwelt hinanblickend; vom Nachhall der großen Worte zehrend, die er, wie Kinder, die Papa und Mama spielen, als Klanggenüsse zum Mund führt — doch dabei, im Gegensatz zu Raimunds warmer Redlichkeit, für wissentlich unlogischen Gebrauch. Wenn man gewisse Verszeilen von Raimunds genial-kindischer „Unheilbringender Krone“ liest (analphabeto-Shakespeare!), man könnte sie einem Karl Valentin zuschrei-

ben, der vergessen hat, die verulkenden Gänsefüßchen wegzulassen. Und übrigens wie sonderbar und symbolisch, daß der Münchener Vorstadthumorist gerade den Namen der volkstümlichsten, dichterischsten Raimund-Figur trägt!

Wer mit dem langen, gespenstisch-bleichen Mann, der aus dem Kamin der deutschen Märchenstube entschlüpft scheint, schon einmal im Leben beisammen saß, weiß, worüber man mit ihm reden darf und worüber nicht; Worte, die der medizinischen Wissenschaft entlehnt sind, lassen ihn sofort aufhorchen; er zieht dann seine kleine Asthma-Mentholspritze aus der Tasche, stäubt den geöffneten Mund mit frischer Atemdosis und fragt voll nervöser Neugier: „Meinen S', daß man so eine Krankheit leicht kriegt?" Oder er zieht seine Brieftasche aus dem Rock und breitet eine Menge kleiner Zeitungsausschnitte vor dir aus, betitelt: „Ein neues Heilmittel gegen Krebs". — „In der Kirche wahnsinnig geworden." — „Neurasthenie und Jahreszeit." Die Symptome eines Leidens auf sich beziehen zu dürfen, gewährt ihm eine Art angstvoller Genugtuung. Und einmal war ich — bloß gehemmt durch das Bedenken, ihm ein neues Böses damit anzutun — nah daran, ihm eine ganz moderne psychologische Kur anzuraten: Heilung durch Gestaltung; nämlich: er sollte meine (in diesem Band enthaltene) Geschichte des Mannes vortragen, der im Lexikon das Wort „Euphorie" findet . . . . .

Ich ließ die schandbare Eingebung fallen. Mit Heiligstem treibt man keinen Spaß. Und Aberglauben vertritt ja für die, welche das eine Erdreich verloren haben, ohne auf einem neuen mit Mut aufzutreten, die Glaubensstelle. Karl Valentin zahlt mit seinen Nerven, was schon vorher Raimund den neidischen Vorstadtgöttern bezahlen mußte: die Sehnsucht nach dem Schriftdeutsch.

Der Hund als Stammgast

Man erlebt jede tragische Geschichte, für deren Erfassung man noch nicht reif ist, in seinem Leben zweimal: das eine Mal als Wetterleuchten, das andere Mal als Blitz.

So kommt es, daß dieser kleine Ausschnitt aus einer Hundebiographie eigentlich einem großen Frauenroman angehört; ich sehe den Hund, der mir da ebenso mysteriös zugelaufen war, wie er mir abhanden kam, immer als Vorläufer der Frau, mit der mir später ein gleiches passierte.

Findlingsgeheimnis war um seinen kleinen Kopf; woher kam er, wohin zog es ihn? War ich für ihn Endziel oder Station? Die Ungewißheit lag wie schwarzer Schatten über unserer Beziehung. Zuerst von seiner Seite (wie bei ihr); er heulte zum Erbarmen, wenn ich ihn einen Augenblick im Stich ließ, sein Winseln sagte: „Schon wieder... zurück ins Nichts!", ich mußte ihn auf die kleinsten Gänge mitnehmen. Später, wenn er mir auch nur für eine Stunde entwischte, war es umgekehrt; Vorwürfe bestürmten mein Herz: Warst du phantasievoll genug? Hast du seine Angst nicht zu leicht genommen? Botest du ihm, was er brauchte?... Sein Kopf sah aus wie der eines süßen Wolfes. Darum nannte ich ihn, instinktlos, wie ich dem weiblichen Geschlecht gegenüber bin, Wolfi. Es schmeichelte ihm, und er überschätzte daraus sofort mein Verständnis. Doch, als ich eines Tages, im Kriege, an einem offenen Fouragewagen mit ihm vorbeiging, auf dem Soldaten saßen, und einer von ihnen herunterrief: „Gretel! Gretel!" — da machte er einen stürmischen Satz nach dem Wagen hin, wollte hinaufspringen, überlegte sichs aber im Hinblick auf das neue zahmere Glück an meiner Seite und lief mit mir. „Also Grete!", dachte ich. Er hatte von Stund an bei mir Oberwasser... Welche Stunde der Hysterie ich bei ihm durchmachte, wie Freunde meinen Umgang seinetwegen mieden, wie er tagelang mit dem Gedanken spielte, mich zu verlassen, und dann pudelnaß, doppelt leidenschaftlich zu mir heimkehrte, das gehört auf ein anderes Blatt. Nur ein Zwischenfall bleibt daraus aufschreibenswert:

Eines Sonntags, als er durch die geöffnete Tür des Vorzimmers durchging — ich bewohnte zum ersten- und letztenmal eigene Räume —, gab ich in allen Zeitungen, von denen ich voraussetzte, daß sie von Hausbesorgern, den Durch-und-Durchblickern der

Häuser, gelesen würden, eine Notiz auf — so recht für Hausmeisterherzen:

> *(Bitte eines Einsamen.) Ein einsamer Herr, dessen einzige Freude auf Erden sein Hund bildet, wendet sich auf diesem Wege an edle Menschenfreunde, ihm auf der Suche nach dem innigst geliebten Tier behilflich zu sein. Dasselbe . . . usw. . . .*

Am nächsten Tag — meine Tür stand immer sperrangelweit offen — hörte ich in den Traum hinein die Blechstimme eines Schulmädchens:

„Bittä, wohnt hier där einsamä Härr?"

Im nächsten Augenblick lag etwas Nasses auf meiner Brust, ein zärtlicher Alpdruck; die Demütigkeit seines Wedelns zuckte bis ins kreisrunde Auge hinauf. Meine Nerven hielten das tollkühne Spiel nicht lange aus; ich wurde schwächer, ging in ein steirisches Sanatorium. Den Hund übergab ich der Bedienerin meiner Pension, die Humor hatte und Mörderinnenaugen. Der Hund haßte sie, sie den Hund. Ich versprach ungeheure Trinkgelder, schärfte ihr ein, vor allem keine Türen offen zu lassen.

Ich muß hier bemerken, daß das Tier im Zusammenleben mit mir eine Untugend angenommen hatte: leidenschaftliche Vorliebe für Kaffeehausbesuch. Wenn ich zu ihm sagte: „Zentral!", war es so, wie wenn ein anderer Hund das Wort „Wald" hört oder „Wiese".

In einer Juninacht kam ich nach Wien zurück. Es war halb eins. „Jetzt ist das ‚Central' noch offen", dachte ich, „mach einen kleinen Umweg mit dem Wagen und schau, wer drin ist."

„Oh, wieder hier, Herr Kuh?" sagte der Jean bei meinem Eintritt. „Grad war Ihr Hund da."

„We — wer war da?"

„No, Ihner Hund!"

„Mein Hund? Mit wem?"

„Allein."

„Wieso?... Was heißt das?" (Sechs Wochen Erholung zerstäubten in meinem Gesicht zu Kreide.)

„Aber er kommt ja jeden Abend eini. So umma drei, halb vier is er da, und um zwölf lauft er wieder weg."

Drei bis zwölf — meine Kaffeehausstunden.

„Und was tut er hier?"

„Na nix, er bettelt die Leut an, setzt sich zu dem und zu dem — es g'fallt ihm recht gut!"

Meine Lebensweise!

Ich taumelte in den Wagen zurück. „Rasch — Löwengasse Nr. 8!"

Das ist kein kleiner Weg; er führt kreuz und quer durch die engen Gassen der inneren Stadt, dann den belebteren Kai entlang, über den weiten Aspernplatz... Autos sind da, Straßenbahnen, Wachleute... o Himmel, was geschah mit meinem Hund?...

Vor dem Haus Nr. 8. Ich läute. Die Hausbesorgerin erscheint, ich gebe ihr die obligaten zwanzig Heller.

„'tschuldigen, Herr Doktor, ich krieg noch ein Gulden..."

„Einen Gulden? Wofür?"

„Na, glauben S', das Hund-Aufsperren ist umsonst?"

„Das Hund.... ?"

„Na ja, jede Nacht setzt er sich um zwölfe vors Haustor und weint und treibt so lang, bis ich ihm aufmach, das Mistvieh... Grad zuvor hab ich ihm wieder aufg'sperrt!"

Mein Hund war Literat geworden! Er hatte sich in meiner Abwesenheit selbständig gemacht und gegen Zuckerstücke, Eiskaffee und Knochenreste Proben jener geselligen Grazie geboten, von der sein Herr solange den Unterhalt zu bestreiten hatte. —

Vier Wochen später entlief er ins Unbekannte. — —

Was ist ein Schlieferl?

Vor zwanzig Jahren etwa war es, daß ich mich vom stupsenden und stichelnden Gaudium meiner Klassenkollegen — sie haben später das Geschick Wiens, Deutschösterreichs und Europas mitverschuldet — zu einem unsühnbaren Verbrechen verhetzen ließ. Wir standen vor einer Praterbude und ich hatte die Aufgabe, einen Ausrufer zu frozzeln.

Der war ein merkwürdiger, aus dem Metier fallender Mann: er trug einen zwar fleckigen, aber doch würdig um die Schultern fließenden Gehrock, hatte Realschulmatura und eine brennrote Nase — und sprach Hochdeutsch. Ein Hochdeutsch, das (in Ansehung der Matura und der brennroten Nase) sehr schicksalsdramatisch klang, etwa wie die Sprache der Stallmeister, denen der dumme August Rechenexempel aufgibt. Auf dieses mysteriöse, galant-verbindliche Hochdeutsch hatte ich es abgesehen. Während er an einer „Puppa" in den „Händan" vor atemlos dreinblickenden Dienstmädchen, Lehrbuben und Bosniaken Wunder demonstrierte, nahm ich den Anlaß wahr, mich neben ihn zu stellen und statt seiner auszurufen.

Er beachtete mich nicht, sagte ruhig: „Ich nähme nun diese Puppa ..." um dann mit einer Kopfwendung nach mir übergangslos fortzusetzen: „... Sie sind ein Schlieferl."

War es das Hochdeutsch, war es der durchdringende Verachtungsblick oder der würdevoll-mahnende Abtakt seiner Stimme — ich kam mir ertappt und gezeichnet vor und hörte dem neuen, unbekannten Wort — was ich später nie hätte können — sofort auf den Grund. Ethymologie und Sinn begegneten sich im Augenblick, ich wußte, was ein Schlieferl war.

Das Wort, heute weit verbreitet, kam eben damals auf die Welt. Es hätte sich kein besseres Datum wählen können, als jenen Wendepunkt, wo die soziale Frage das Volkssängeridyll störte und der romantische, mit Nestroyschen und O. F. Bergschen Wassern getaufte Hallodrih anfing, ein Existenzakrobat zu werden; wo der Raum zu eng wurde und die Konsumenten des Frohsinns allmählich hinter der Zahl der Produzenten zurückblieben.

Aber das Schlieferl — im Gegensatz zum später aufgekommenen „Schieber" — war doch noch Geist vom Vorzeitgeiste. Es war ein Diminutiv. Es war ein „erl". Dieses Suffix bedeutet: „Die Men-

schen beschimpfen dich — Gott hat dir vergeben; du bist ein Galgenstrick — aber du bist harmlos; auch dein Mangel an Charakter entbehrt nicht landsmännischen Schliffs". — Welche Welt der sozialen Versöhnlichkeit offenbart eine Silbe!

Die Ethymologen waren sich über das Schlieferl nicht gleich einig. Die einen leiteten es fälschlich von „schleifen" ab (aus der Vorstellung gleitender, schwebender Bewegung); die anderen richtig von „schlüpfen". Folglich stellt sich die Definition des Schlieferls, als eines vornehmlich sozial-physikalischen Phänomens, so dar: Ein Bevölkerungsmolekül, das vermöge geringen spezifischen Gewichtes und mit noch geringerer Berechtigung leicht durch alle Poren von Klasse, Beruf, Gesellschaft „hindurchschlüpft". Ein Schlüpferl. Es beliefert die Einwohnerzahl mit den Nullen. Es ist, wo es sich immer befindet, unzuständig: sei es in Literatur, Geschäft, Gesinnung oder Liebe; aber es erbringt durch Schmiegsamkeit seine Aufenthaltsbewilligung.

Wo es zuviel Raum gibt, wird es auch Schlieferln geben; wo an den äußersten Berufsästen noch Menschen hängen — Okkasionsverdiener. Daher können sie in der Weltstadt nimmermehr aussterben. Zudem kommen bei der Überproduktion an Menschen immer etliche unfertig, nicht ganz durchgearbeitet, ohne Gewissen heraus. Dies aber ist des Schlieferls charaktereologischer Inhalt: ohne Charakter zu sein. Es ist der Mensch ohne Vorzeichen. Es muß nicht müssen, aber es kann reichlich können. Wenn ihm dieses Geschick als Verhängnis aufzudämmern beginnt, dann hört es auf, ein Schlieferl und fängt an, ein Ethiker zu sein. Der Windbeutel wächst zum Sturmgesellen.

Zu solchen sprachwissenschaftlichen Betrachtungen bestünde kein Grund, wäre diesem jüdisch-bajuvarischen Götterliebling nicht eine Gabe in die Hand gegeben, die Österreich als letzter Exportartikel verblieb: Talent. Näheres hierüber im Filmkalender, im Deutschen Bühnenalmanach und in Kürschners Literaturkalender...

Die Hose

Nach einer wahren Begebenheit

Personen: Ein Hilfsarbeiter, ein Bezirksrichter, der Schauspieler Alexander Moissi, seine Gattin.

Ort der Handlung: Ein Wiener Bezirksgericht.

Der Bezirksrichter: Also, Herr Zeuge, erzählen Sie noch einmal, wie das war.

Der Hilfsarbeiter: I bitt schön, Herr Kaiserlicher Rat, es ist nicht wert, daß man davon redt: die Gnädige da (er zeigt auf Frau Moissi) ist halt ein wengerl gach mitn Auto gfahren, i hab grad neben mein Schubkarren den Kanal aufgraben, da is' mi niedergrennt. Es is mir net drum, wenn i's a tüchtig gspürt hab, aber mei Hose is mir dabei ganz hin worn.

Alexander Moissi (aus tiefster Entrücktheit): Wer spricht da? Ich kenne den Herrn nicht. Der Herr ist mir ganz unbekannt (vor sich hin): gahanz uhnbehkahannt...

Der Bezirksrichter: Ja, aber Ihre Frau hat ihn umgestoßen.

Frau Moissi: Ich habe vorher gehupt.

Alexander Moissi: Wir haben gehupt, Herr Richter. Allä Mänschän huupen. (Resolut): Der Mensch muß huupen, Herr Gerichtsrat... Ich schwöre es, der Herr dort... der Herr (leichte scharmante Verbeugung nach dem Wachmann, der als Zeuge dasteht)... Oberkommissarius, die Natur, ich selber, allä, allä, allä können es bezeugen: die Dame (hüstelnd)... meine Frau... hat gehuupt.

Der Bezirksrichter: Ja, aber der Zeuge behauptet das Gegenteil.

Der Hilfsarbeiter: Es ist mir nur um mei Hosen...

Moissi: Es erhübrigt sich, den Vorfall nochmals zu erzählen. Nicht mein Auto, der Karren war schuld. Wenn alle Himmel niederstürzten und der aufgewühlte Schoß der Schöpfung Unrat und Grauen emporwürfe, ich könnte nicht anders sagen.

Der Hilfsarbeiter: Gengans, Herr Kammerschauspieler — zahln S' halt, damit a Fried is, die Hosen. I bin a armer Mann.

Moissi: Wir sind alle arm. Wir stehen nackt und frierend im Leben, kein Arm neigt sich unserem Elend. (Apodiktisch): Der Mensch muß gut sein.

D e r H i l f s a r b e i t e r : Aber mei Hosen,...

M o i s s i (er geht den Zeugen an): Warum du, Mann, verlangst du nicht von Gott, daß er dir deine Hose gäbe? Bist du nicht sein Kind? (Weinend): Sind wir nicht alle seine Kinder?

D e r H i l f s a r b e i t e r : Fufzig Schilling kosts.

M o i s s i : Hier, Gott, siehst du mich, bereit, die eigene Hose zu zerreißen, damit kein anderer leide. Doch fordert dieser Fremde mich vor Gericht, dann sollen alle Posaunenchöre des Jüngsten Tages ihm ins Ohr brüllen: Nicht mein Auto — sein Karren war's! (Erschöpft): Der Mensch ist gut geboren.

D e r H i l f s a r b e i t e r : Also vierzig.

M o i s s i (trällert halb irr vor sich hin):

Kein Brot auf Hosen,
Keine Hose für's Brot...

D e r B e z i r k s r i c h t e r : Der Zeuge ist doch ein armer Kerl, der sich die Hose nicht so leicht beschaffen kann.

M o i s s i : Herr Oberjustiziarius, eine Frage: Warum leidet der Mensch?

D e r H i l f s a r b e i t e r : Also zwanzig.

M o i s s i (öffnet seine Brieftasche): Zwanzig — das heiße ich ehrlich und christlich geredet... Wir können gehen, Johanna — du bist frei...

(Vorhang.)

Praterbude

oder

die soziale Lage unter den Tieren

Auf dem Holzgestell, das wie eine Schiffsbrücke in die Brandung des Wurstelpraters vorspringt, steht neben dem Ausrufer ein Lama.

Der Ausrufer könnte des Demosthenes Stimmkraft haben, ohne einen Hund vom Ofen zu locken — wäre das Lama nicht da, rundrückig, stilläugig und einem bekannten Wiener Musikrezensenten aufs Haar ähnlich. Sein Blick scheint Erstaunen zu künden über die Stauner; geduldigen Hochmut. In Wirklichkeit ist dieses seltene Geschöpf, das von hundert stumm-interviewenden Augen ausgefragt wird, was es zum Wurstelprater sage, mit der glücklichen Eigenschaft begabt, daß sein Rundblick nicht weiter reicht als seine Freßgier. Es sucht auf den Köpfen der Menge nach Gras.

Dieses Lama auf der Brücke muß ein Vorposten Afrikas oder Indiens sein (ich weiß nicht, wo die Lamas hausen) — also strömen die Menschen in die Bude.

Drinnen aber ist weder Afrika noch Indien. Sondern eine kalkgetünchte, in einen Zuschauerraum verwandelte Auto-Garage. Die Kulisse auf dem Podium kann sich kein Meyerhold besser erfinden. Ein hingemaltes Stück Tristesse, halb Haus, halb Schlangenbehälter, graugrün und trüb, mit einer seitlich angebauten Stiege. Weiß Gott, was das darstellt!

Pianoklimpern. Ein Jüngling mit Zwicker springt conférence-hurtig hinauf und spricht vom Direktor und der Gaasch. Trau ich meinen Ohren? Pointenlispeln, Intelligenzzuzeln auch hier? — Kabarett am Ende der Welt?

Der Brauch will's. Das Lama muß beim Publikum eingeführt werden.

Doch folgt zunächst erst Produktion mit einem dressierten Fox.

Dieser Hund ist ganz enthundet. Ein armes, nacktes Vivisektionsexemplar der Dressur, offenbar angesteckt von der Sorge seiner Züchter; im bürgerlichen Beruf: Bakterienträger. Das Wedeln ist ihm gründlich vergangen. In diesem Dasein, wo man bloß alle Sonntag einen Knochen zu Gesicht kriegt, gibt's wahrhaftig nichts zu wedeln.

Es wird aus dieser Nummer klar, daß alle Sympathien, die Hunde in uns erwecken, auf ihrem Müßiggängertum beruhen. Ein Fox, der mitverdient, ist ein Hund. Da lob ich mir (bei Dressurnummer 2) doch den Schnauzer. Er hockt sich — sei's aus Verachtung oder aus Lampenfieber — plötzlich zur fataleren Form des „Äußerlns" hin. Mir wird leicht, wie dem Faust, als er den Mephisto wedeln sieht.

Der Abrichter läßt ihn rechnen. Zweimal drei, zwei und fünf, vier minus eins; brave Schülerblechstimmen aus dem Parkett geben die Übungen an. Der Hund bellt sechs-, sieben-, dreimal und erhält Beifall. Da kommt die Aufgabe: 1400 dividiert durch 200. Der Hund denkt angestrengt nach, eh er das Resultat herausbellt. Diesmal gilt dem Abrichter das Händeklatschen.

Letzter Dressurakt: ein Mensch. Und jetzt wird sich sogleich das Geheimnis des grau-grünen Behälters lüften.

Auf die Bühne stampft 30 HP-Fafner- und Fasolt-schwer, jeder Schritt ein Kündigungsgrund: der Taucher. Steigt mit seiner schweratmenden Rüstung die Stiege empor. Wird unten vom Conférencier volkswissenschaftlich in seine Bestandteile zerlegt und oben (wo er sich indessen niederläßt) wieder zusammengeschnallt. Dann hebt er das eine Bein über den Bassinrand und die Folge dieses Unternehmens ist eine Gewißheit und eine Frage: die Gewißheit, daß das Tapetengrün Wasser bedeutet; und die Frage: wie lang es sich schon in dem Bassin befindet.

Zugleich beginnt auf dem Podium ein Knabe mächtig Luft zu pumpen.

Der Taucher steigt hinein; zwei Kubikmeter Taucher in drei Kubikmeter Wasser.

> Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
> Zu tauchen in diesen Topf?...

Alsbald zeigt er durch die Glasscheibe, schön apportierend, einen Fund: Tiefseemuschel. Schnorrt auf einer unterm Wasser beschriebenen Tafel um Zigaretten. Fühlt sich also pudelwohl.

Nicht ebenso wohl der aus allen Poren schwitzende Knabe, der Luft pumpt. Um den Taucher ist mir nicht bang. Aber der Bub — wird dem nicht die Luft ausgehen? Es soll Fälle gegeben haben, wo Luftpumper erstickt sind.

Für Taucher fühl' ich wie für Sandwichmen eine besondere Schwäche. Die Würde verleugnende Passivität ihres Berufs erhebt

sie in meinen Augen zu Wedekind-Helden. Der Mann, denk' ich, taucht und leidet, die Frau betrügt ihn; heimgekehrt findet er sie in den Armen eines andern. Wankt und spricht: „Während mich ein schmachbeladenes Handwerk zwingt, in einen Tümpel zu tauchen und Abend für Abend den Atlantischen Ozean vor einem Parterre von Tagdieben lächerlich zu machen, wirfst du deinen Leib einem Meistbietenden hin!"

Ein Glück, daß Taucher keine Wedekind-Figuren sind; wär ihr Bett kein Tümpel, sie müßten im Tümpel verenden.

Aber das Lama! — wo bleibt, zum Teufel, das Lama? Ob es hier herumlaufen wird oder wie ein Zirkuspferd ins Knie sinken und bei Peitschenknall wieder aufspringen — gleichviel, ich will mein Lama sehen, das Geschöpf der Ferne!

Vergebens, die Vorstellung ist aus. Das Lama stand als Conférencier draußen, der Jüngling mit Zwicker war die Schaunummer.

Es läuft auf das gleiche hinaus. Sie sind ja beide gewerkschaftlich organisiert, er und das Lama.

Der Kapellmeister

... Wenn sie alle vollzählig versammelt sind und sich mit ihren quäkenden, quiekenden, kratzenden, brummenden Instrumenten genug boshaften Schabernack angetan haben, steigt schleunigen Schrittes ein Herr hinauf und bereitet dem Unfug momentan ein Ende.

Das ist der Kapellmeister.

Er hält in der rechten Hand einen Stab.

Sein Gesicht ist leidvoll, bekümmert, aufs äußerste gefaßt. Er verrät auf den ersten Blick den Freund der Ruhe und des instrumentalen Stillschweigens, die Angst vor der unvorhergesehenen Verletzung, die die Atmosphäre durch einen Violinenstrich oder Trommelschlag oder einen faux pas der Bässe erleiden könnte. Aber es nützt ihm nichts! Der Vorsatz von hundert Mann, die Ruhe gerade in dem Augenblick zu stören, wo sie aufs peinlichste hergestellt scheint, ist stärker als er.

Da, richtig! — die Primgeige setzt ein...

Er beschwört sie mit der linken Hand: „Psst — kein Lärm — ich kann es nicht vertragen!" Vergebens! Schon eilen ihr, Mann für Mann, die übrigen Streich-Streiter zu Hilfe, er muß kategorisch den Stab über sie senken, vorgebeugt und nach dem Allerletzten weit hinten langend, der offenbar an dem ganzen Wirbel schuld ist.

Aber jetzt geht es erst tapfer los.

Eine Flöte, bisher brav verborgen, mischt sich drein. Der Kapellmeister eilt ihr voll Besorgnis entgegen: „Um Gottes willen, nur jetzt nicht — in diesem Augenblick!"

Eine Bratsche beginnt. Ein Ruck seines Körpers dahin, die Linke greift weit vor in den Raum, drückt die Luft nieder, da es ihr nicht mit dem Bratschisten selbst gelingt.

O Gott, nun beginnt auch noch die Oboe zu faseln! Der Kapellmeister legt beschwörend den Finger auf den Mund: „Nicht, ich beschwöre Sie, ich kann ein Oboe nicht hören. Der Arzt —"

Aber in diesem Augenblick lassen ihn die Posaunen zurückprallen, er verliert beinah kopfüber das Gleichgewicht und drängt den Ansturm mit beiden Händen gleichzeitig zurück.

Er hat eine Idiosynkrasie gegen Musik offenbar. Er haßt jedes instrumentale Geräusch und möchte davor bis ans Ende der Welt fliehen. Und immer müssen die Töne zur Unzeit sein Ohr treffen,

gerade in der Tausendstelsekunde, die so geeignet dafür erschienen, den Einsatz zu verpassen!

Der Unglückliche! Nun weint das Cello, und der Versuch, es durch fassungsloses Finger-an-den-Mund-Legen (er küßt sich voll Zärtlichkeit dabei den Nagel) einzulullen, erzielt die gegenteilige Wirkung: die leise Wehklage wird zum Plärren verstärkt, gleich dem Sang eines Wahnsinnigen hinter Zellengittern. Ein Achselwurf hinüber! — das Waldhorn dröhnt. Der Kapellmeister hält diktatorisch die flache Hand vor, ihm Schweigen gebietend. Und immer, wenn er gerade dem einen Instrument den milden Strafsermon der Hände hält, seine Beruhigung gütlich erzwingen will, reißt ihn von der Gegenseite ein anderes zu sich.

Oh — alles macht ihn nervös!

Die Flöte, die ihr zu abendlicher Schwermut so gern erklingen hört, sie tönt ihm wie das Geräusch eines über Barchent fahrenden Nagels!

Jeder Ton der Klarinette — ein Ritsch-Ratsch des Griffels auf der Schiefertafel! Es bleibt ihm nichts übrig, als nach vorn und dann nach rückwärts, mit beiden Händen gleichzeitig, jetzt dem Fagott entgegen, jetzt linkerhand zur Viola zu bitten, betteln, winseln, flehen, der vorwitzigen Harfe abzuwinken: „Ich brauch dich nicht — bleib drüben!", den Streichern, mit dem Gesäß einknickend und aufwippend, zuzudonnern: „Schluß! Punkt! Aus", gerade aber in diesem Augenblick nach der Tuba herüberzufahren mit einem entsetzten: „Die auch noch?" bis er stundenlang so hin- und hergeworfen, widerstandslos gegen die Brandung der gegen ihn verschworenen Instrumente, naß wie ein ausgewundener Fetzen, zurücksinkt — drei Akte „Tristan", meisterhaft dirigiert, sind zu Ende.

Knigges Umgang mit Literaten

Statt jeder besonderen Anzeige

Über das Bohemientum ist vielfach irrige Meinung in Umlauf, daß es eine künstlerische, extravagante Form des Daseins darstelle.

In Wahrheit bezeichnet es bloß eine bestimmte pekuniäre Situation; einen Zwangs-, keinen Wahlzustand.

Die Menschen, die bei völlig geregeltem materiellem Zustand ihres Lebens Bohemiens zu sein glauben, wenn sie etwas später aufstehen als andere Leute, dem Alkoholgenuß zuneigen, ihre Zechen aufschreiben lassen, ihre Papiere in Unordnung haben, ihre Haare unfrisiert tragen, ihre Liebschaften öffentlich erledigen, ihre Zusagen nicht einhalten — die sind keineswegs Bohemiens, sondern mißratene Bürger.

Der wahre Bohemien ist ein Pedant. Die Verwahrlosung des Schreibtisches, die Nichtbeantwortung wichtiger Briefe, die Verschlampung der Zeit ist ihm ein Greuel. Er ist ein Pedant seines innerlichen Daseins, dessen Uhr anders geht als die der Normalmenschen; diese peinliche Verrechnung seiner Innenvorgänge läßt ihn auch nach äußerlicher Reinlichkeit schmachten; aber sintemalen sein Ordnungssinn auf weitere Fristen gestellt ist und er den Druck unsicherer materieller Verhältnisse noch weniger vertragen kann, so entsteht bei ihm jene Geste der Fahrigkeit und Unbekümmertheit, die der Fernstehende als Bohemientum ansieht.

Literaten gelten, sofern sie nicht auf einem Auflagen-Berg thronen oder die chinesische Dramenliteratur des sechzehnten Jahrhunderts bearbeiten oder den Briefwechsel Kaiser Wilhelms herausgeben, sich sonach auch nicht mit Söhnchen Helmfried und Gattin Feodora vor ihrem entzückenden Landhäuschen am Chiemsee photographieren lassen können, als Bohemiens.

Wem verdanken sie diesen Ruf? Dem Umstand, daß in dieser Welt die Nachfrage nach Blei, Fußwärmern, Kattun, Hanfsamen und Schlagermusik größer ist als die nach subtil formulierten Wahrheiten.

Nun gibt es gleichwohl eine stattliche, mit Maschinen, Fabrikräumen und Verwaltungsräten ausgerüstete Industrie, die sich der Mitarbeit dieser Wesen bedient. Was wäre danach logischer,

als sie zu normalen Arbeitsgeschöpfen avancieren zu lassen, mit ihnen Geschäftskorrespondenzen zu führen, ihnen kurz gesagt die Ehre der kapitalistischen Zurechnungsfähigkeit einzuräumen? Dies geschieht nicht. Und zwar deshalb nicht, weil im Umgang mit ihnen dem Bürger, Arbeitgeber, Unternehmer die falsche Auffassung von Bohemientum gelegen kommt.

Er vergißt die Zeit nicht, wo er sich durch diese Lebensgeste gefoppt fühlte (es ist viele Jahrzehnte her) und nimmt Revanche, indem er jetzt, wo er die Fopperei längst durchschaut hat, also nichts mehr fürchten muß, noch immer das gleiche wohlwollend-belustigte Gesicht aufsetzt, das dem Partner sagen soll: Ich weiß — es ist alles nur Spaß!

Ähnlich schützen sich begüterte Verwandte, die von einem armen Neffen um ein Darlehn angegangen werden, durch den Vorhalt: du Nihilist!

Der Literat, der dem Herausgeber, Dramaturgen, Theaterdirektor, Verleger als Lieferant gegenübersteht, nicht anders wie der Strohflechter dem Korbfabrikanten, sieht sich durch ihn in einen Impressionskäfig gesperrt, aus dem er nicht mehr herauskann. Liebevoll tastet ihn das Unternehmerauge ab: du Schelm! du Schuldenmacher! du Papierverwahrloser, du Faulpelz! — Du spottest natürlich meiner Korrektheit!

Der Arme will aber gar nicht. Er will kein Schelm, kein Faulpelz, kein Verwahrloser sein, Korrektheit betet er an. Er schreibt Briefe pünktlich und will pünktlich darauf Antwort. Er arbeitet und will Geld. Er hält auf Verabredungen. Er haßt die Unzuverlässigkeit. Er will sicher wie ein Rentner sein.

Was nützt es ihm, wenn der historische Leumund gegen ihn zu brauchen ist!

Das Bohemientum, das nie sein Stolz und seine Art war — er wird darin hineingestürzt, unnachsichtig, der Trick, in der Welt der Organisationen und Streikkomitees ihn als Form-Mißachter ansehen zu können, ist zu einträglich! So ist er denn der chronische Einsender des Universums, dem nichts anderes übrigbleibt, als Briefe zu urgieren und mit dem süßsaueren Lächeln des Vagabundentums sich über Formen hinwegzusetzen, die ihm heilig sind!

Politische Amtshandlung

(Ort: Wien. Personen: Ich, ein Polizeikommissär)

Der Kommissär (vor sich eine Anzeige, sehr jovial): Also, Herr — Doktor — na gut, kein Doktor, Sie wissen ja oder Sie können sichs denken, worum es sich da ha—haha—handelt...

Ich: Ja.

Der Kommissär (immer belustigter): Nä—hähä—mlich Sie sollen damals in der Bar sich g—hihiäu—äußert ha—haha—ben, unser Staat oder so ist eine, na ja, das Wort ist ein bissel fatal, eine — nicht wahr? — Sche... republik, Sch... repu... sehr gut, hiha, also es haben sich ein paar Leute drüber aufgehalten... mannhafte Republikaner... wegen der Sch... haha. Was sagen Sie dazu? Haben Sie's gesagt?

Ich: Ja.

Der Kommissär: Wir müssen ein Protokoll drüber aufsetzen... Na, Sie sind gewiß schlecht verstanden worden... Sie haben halt Ihre grundsätzliche Abneigung gegen die republikanische Staatsform damit äußern wollen. Sagen wir so: „Ich—ihi—ich... sprach von der Republik im allgemeinen." Stimmt's?

Ich: Nein.

Der Kommissär: Ich meine, der Sinn war doch, die Institution der Republik ist ein...?

Ich: Nein.

Der Kommissär: Also, wie denn, Herr Doktor, pardon, nicht Doktor...

Ich: Ich wollte sagen, das heißt, ich habe damit gesagt, diese Republik ist eine Schein —... Schein= — bitte — =republik.

Der Kommissär: Schein: Mit n? Mit keinem „ss"?

Ich: Ja, ich habe damit gemeint, dieser Staat ist gar keine Republik...

Der Kommissär: Gewiß, historisch, dynastisch, in jeder Hinsicht, Sie meinen, er paßt gar nicht dafür...

Ich: O ja, er paßt, aber sie paßt ihm nicht. Ich meine, der republikanische Gedanke wird verleugnet, die Beamten, die Gerichte spiegeln alle nur Republik vor...

Der Kommissär: So, soso. Na, sehr schön! Kurz: Sie haben die Republik herabgesetzt?

Ich: ...?

D e r K o m m i s s ä r : Unterbrechen Sie mich nicht... wir sind hier in keiner Bar, ja?? Ihr Geständnis liegt ja vor. Sie haben selbst zugegeben — bitte, ohne daß ich Sie drum gefragt hab — nicht den Ausdruck „Sche..." gebraucht zu haben, sondern „Schein" (zu sich murmelnd) Beleidigung der Republik... (laut) in einem öffentlichen Lokal, bitte Sie als gebildeter, als... pardon... Sie sind ja kein Doktor...

(Fünfzig Schillinge Geldstrafe, eventuell vierundzwanzig Stunden Arrest.)

Schopenhauer im Wurstelprater

Johann Nestroy, der Possendichter, wird gern der „Wienerische Aristophanes" genannt.

‚Wienerischer Aristophanes?' „Die klassischen Vergleich' hinken," würde Nestroy darauf sagen, „eh' man drauf kommt, wer der eine ist, hat man vergessen, wer der andere war."

Ich möchte ihn lieber mit einem anderen vergleichen: Schopenhauer. Sie haben beide gleichzeitig gelebt, sind fast gleichzeitig gestorben und haben voneinander doch kaum etwas gewußt. Wie schade! ... Es wäre zu interessant gewesen, was der Frankfurter Sonderling zu dem Wiener Komiker gesagt hätte, der seine misanthropische Weisheit — wenngleich mit einiger geheuchelter Courtoisie gegen die Mitwelt — in die Sprache der „ernter'n Gründ" übersetzt hat. (Er stand, sagte ich einmal, insofern über jenem, als ihm für dessen Erkenntnisse der Dialekt gerade gut genug war.)

Man hat für die geniale Aphoristik Nestroys in Deutschland nie das richtige Ohr gehabt. Aus zwei Gründen:

Erstens aus sprachlichen. Wer versteht in Ländern, wo Schriftdeutsch und Mundart mehr oder weniger eins sind, den eigentümlichen Witz, der entsteht, wenn in die geschraubte Suada der Bildung (als Tonfall der Lüge) immer hänselnd die Mundart dreinfährt (als Sprache der Wahrheit)? ... Es ist bei diesen Nestroy-Pointen, als ob auf die Drehscheibe einer aus dem Leeren sprudelnden, zungenquickenden Eloquenz rasch ein feindlicher Sinn spränge — oder als ob das auflauernde Gehirn die hastende Phrase in ihrem Lauf auffinge. Um diese Witzigkeit zu begreifen, dazu gehört neben der Kenntnis des Dialektklanges auch die Vorstellung eines pfeilschnellen Sprechers.

Wichtiger fast noch ist der zweite Grund: die Aphorismen Nestroys sind immer nach hochnotpeinlichen Weisheits-Kategorien ausgewählt worden („Tod" — „Leben" — „Liebe"), als seien sie eben „Aphorismen zur Lebensweisheit". Nein, sie sind — und hier liegt der Unterschied zu Schopenhauer — „Aphorismen zur Lebensnarrheit". Sie sind nicht Denkprodukte, sondern Begegnungsfolgen, sie äußern sich nicht zum Leben, sondern springen aus dessen Situationen. Infolgedessen ist Nestroys Witz auch immer an die Situation gebunden, seine prachtvollsten Aussprüche nur mit der

Situation zugleich erzählbar — für die aber schlagender als alle Sentenzen La Rochefoucaulds, Chamforts und Lichtenbergs zusammengenommen.

Ein paar Beispiele sollen es belegen — die Wahrheit wird sich darin weniger wiedererkennen als die Wirklichkeit:

(Ein reicher Mann macht einer alten Schachtel einen Heiratsantrag; sie ziert sich):

„Versteh', versteh' — vom Neinsagen keine Red', aber fürs Jasagen finden Sie eine Bedenkzeit schicklich."

(Ein armer Schlucker teilt seinen Kindern trockenes Brot aus, während im Stockwerk über ihm reichlich getafelt wird):

„Gebt's acht, Kindern, daß kein' Knochen schluckt's!"

Ein Mann, durch die dumme Bemerkung eines anderen gereizt):

„Sie sind mir eigentlich viel zu blöd — aber ein bisserl um die Erd' hauen muß ich Ihnen für die Red' doch..."

(Ein Mann zu einem Freund, der ein Mädchen schlecht behandelt, weil er einem andern nachtrauert):

„Was? — Eine Lebendige willst du vor den Kopf stoßen wegen einer Verstorbenen?... Und du traust dich herein in die Neuzeit?... Gehst gleich z'ruck ins Zeitalter der Kreuzzüge!"

(Monolog eines Kommis hinter dem Ladentisch):

„Es weiß kein Mensch, was der Mensch alles braucht, damit er halbwegs ein' Menschen gleichschaut."

(Einer versteckt sich auf einem Heuschober, weil er in einem Ringkampf einen Schlosser umgebracht zu haben glaubt; auf demselben Heuschober versteckt sich aber auch der Schlosser; in der Nacht taucht dieser nun aus einer Falltür auf; der andere drückt die Tür nach unten, da zeigt sich der Kopf aus einer anderen Falltür. Der Entsetzte ruft):

„Himmel, der ganze Erdboden ist mit Schlossern unterminiert!"

(Ein Mann eilt aus dem Zimmer und prallt an der Tür gerade mit dem Menschen zusammen, dem er am unliebsten begegnet):

„Der eine kommt, der andere geht, — das hat der Klamperer (Klempner) schlau berechnet!"

(Ein Heiratsschwindler entwirft sein Programm):

„Geld macht nicht glücklich, sagt ein Philosoph, der Gott dafür dankt hätt', wenn ihm einer eins geliehen hätt'. Von dieser Weisheit kann ich zwar keinen Gebrauch machen, aber wenn ich der Meinigen das ihrige durchgebracht hab' und sie darüber in Ohnmacht fallen sollte, will ich ihr diese Sentenz wie einen Rauberessig unter die Nasen halten!"

(Einer weiß nicht, wo seine neue Geliebte wohnt):

„Das Traurigste auf der Welt ist ein Liebhaber ohne Adress'."

(„Beiseite" eines Mittellosen, der einem wohlhabenden Grobian an die Gurgel fahren möchte, aber Zurückhaltung übt):

„Das Gefühl, es steht ein reiches Haus vor dir — das ist der Resonanzboden, über dem man die Saiten der Höflichkeit aufzieht."

Und zum Schluß, kommentarlos, dieses Selbstgespräch: „Nicht auf den Gegenstand — auf das spielende Subjekt kommt es an, ob eine Unterhaltung eine unschuldige ist, oder nicht. Ich, zum Beispiel, hab in meiner Jugend zwei Scharfrichterskinder kennt', die haben sich ein Schafottbrettl auf eine Folterbank g'legt und drauf g'hutscht." ... — —

Sinnbild für Nestroy selber: das Hochdeutsch ist sein Schafottbrett, der Zynismus seine Folterbank und darauf hutscht sich in aller Unschuld: die Wiener Mundart.

Das K. K. Ballettmädel

Längere Zeit hindurch saß ich Abend für Abend in einem Wiener Barraum, der zugleich den Hintergrund einer Tanzbühne bildet; durch geschlossene Vorhänge und halbgeschlossene Portièren drang wie im Halbschlaf Fiedelbrummen, zugedecktes Musizieren, hie und da ein Paukentakt; da drinnen begab sich also Tolles; plötzlich wurden die Portièren aufgerissen, schwacher, von Kellner- und Geschäftsführerhänden zeugender Beifall klippklappte nach, die Kapelle rührte voll Abschiedselan einen Tusch, und herein stürmten, zu Tod erhitzt, Hautdunst verbreitend und die Lungen ausatmend, ein bis drei Mädchen und eilten an ihren Nachfolgerinnen vorbei, die bereits unruhig und vom nächsten Musikstück gewiegt an der Tür Posto faßten, zu raschem Kostümwechsel in die Garderobe.

Die Kenner hier im kleinen Vorraum beurteilten die Leistungen, ohne sich ein einziges Mal deren Anblick zu vergönnen, danach, wie die Mädchen vorher und nachher aussahen. Sie konnten vorher noch so entzückend, durchprickelt und lausbübisch aufs Zeichen warten — kamen sie nachher statt süß zerpatscht und dennoch beintrocken, fidel gestimmt, aber weich gewalkt, zurück, so war die Meinung gegen sie.

Einmal standen drei an der Tür. Drei schneeweiße Huldinnen im weiten Spitzenflausch, drei buttermilde Gesichter.

Im Wien der Franz-Josef-Zeit nannte man solche Gestalten „Engerln". Ein Engerl, das ist ein liebes rundes Vorstadtgesicht, ein ums Haupt geflochtener Zopf, ein Gretchenschoß solid-bürgerlicher Formung und dazu ein hauchzartes, weißes Kleid, wie aus Johann Straußschen Walzerblüten gewebt.

Diese drei Engerln waren nicht mehr ganz jung; oder vielmehr sie waren es, aber ihr Teint zeigte durch Puderbelag und Schminke hindurch jene Pickel, die das Zeichen der Wohlanständigkeit, Mühe und sozialen Gesichertheit sind. Ihre Körper waren bürgerlich, ohne Leichtigkeit, ihre Mienen gleichgültig und in dem Kußhändchenlächeln erstarrt, woran die Balletteusen alter Schule zu erkennen sind. Drei Telefonistinnen im Flügelkleide.

Es war ein Terzett aus dem k. k. Hofopernballett. Das Donauwellen-Trio. Attraktion für Spießer, Tanzreaktionäre, Jazzgegner

und alle jene, die beim Donauwalzer demonstrativ applaudierend aufstehen, als handle es sich um ein „Heil Dir im Siegerkranz!“ der Rhythmik. Gut, aber was wollte der pfiffige Nachtdirektor mit ihnen?...

Die drei hielten beim Hereinfliegen und Hinausstürmen von den Kolleginnen — die doch nur die Kunst des Nachtlokals vertraten und keine Schule, kein Staatsinstitut, keine Tradition, ja nicht einmal pensionsberechtigt waren — auffällig Distanz; sie scheuten, in sich ruhend wie ein frisch aufgetragener Pudding, deren Berührung.

Das „K. K.“ war ihnen auf Stirn und Leib geschrieben. Zwar gibt es, einer Wiener Versicherung zufolge, „ka kaka mehr“. Aber es gibt. Es gibt eine Würde staatsangestellter, altersversicherter Kunst, die sich als Spätblüte vergangener Kulturen bezeichnet. Ich sah durch die weißen Spitzenhüllen durch — nein, nichts, was des Hinsehens wert war —, sondern den Dünkel des gesichtlosen Burgtheatermitglieds, das sich gegen die künstlerische Nachbarschaft eines Bassermann oder Pallenberg verwahrt. Ich sah den Staatsbeamten, der auf den Bankbeamten herabblickt. Ich sah die Aktivitätszulage, die sich als Zeitwert gebärdet.

Doch so oder so — Engerln waren es. Sinnbilder jenes zuckersüßen, mittelständisch-molligen Schönheitsideals, das die aufrecht und sittlich Gesinnten gegen den Auswuchs von Bubikopf, Schlankheit und Charleston ins Treffen führen. Da sah man sie also, deren Mütter und Ahnfrauen einst als „süße Mädeln“ Anatols windelweiches Herz umfingen, durch Vorhangluken nach ehetauglichen Grafen und Fürsten Ausschau hielten und in straff sitzenden Husarenhosen, denen man wegen ihrer Eignung, die verheerenden Folgen des Mehlspeisgenusses sichtbar werden zu lassen, den Beinamen „fesch“ verlieh, gymnasiastische Sinne umgaukelten. Gerechterweise denk ich: diese Mütter waren jünger, sie wußten noch nicht viel von den Worten: Rhythmus, Geist des Muskels, Melodie des Leibes, machten sich betreffs der Ausübung ihres Berufes kein ästhetisches X für ein sinnliches U vor und ahnten, daß dem Herrn Grafen in seiner Loge weniger an der Sichtbarwerdung von Weltanschauung durch das Medium des Tanzes als an anderen Anblicken gelegen sei. Sie waren sozusagen die Makart-Ausgabe der Revue-Girls. Die Töchter aber, als Erbgeneration, sind schon Beamtinnen. Darum rümpfen sie über jene

Mädchen des Nachtlokals die Nase, welche das eigentliche Ballett-Erbe angetreten haben.

Ich konnte mir später einen Blick durch den Vorhang nicht versagen. Oh, ich habe noch nie so anmutslos, so steifgliedrig und gleichgültig tanzen gesehen! Sie rannten von einer Position in die andere, hielten sich aber unterwegs immer ein bißchen auf, um die erlernten Pirouetten vorzubereiten. Hände und Gesichter machten beflissen Husch-Husch, dieweil die Beine nachließen. Die eine spannte, auf einem Bein stehend, langsam und gründlich ihr Gefieder aus, die zweite trug die ausgespreiteten Rockfalten nach vorn und hockte sich dann zu einem schubertsüßen Menuett-Knix nieder, die dritte guckte gefaßt hin, wenn die Reihe an sie käme. Ich suchte nach einem Namen für diese Vorführung und fand ihn: „Des K. K. Unterrichtsministeriums Donauwellen!"

Der Traum eines österreichischen Reservisten

Was ist das Ergebnis der Weltgeschichte? Ein Film. Was bleibt von einem Jahrtausendreich? Eine Weinstuben-Dekoration. Die Feststellung sagt nichts Neues. Aber wenn zwischen der historischen Wirklichkeit und ihrer Kino-Reminiszens, zwischen Weltreich und Wandbild eine Zeitspanne von nicht mehr als zehn Jahren liegt, so ist das ein beklemmendes Beispiel für Tempo; und man weiß nicht, ob man es als Beweis dafür nehmen soll, wie unwirklich jene Wirklichkeit von jeher war oder wie verkannt ihre Schönheit.

Vernehmen Sie eine Geschichte, die sich in einem wundersamen Zirkel schließt. Sie beginnt bei einem kleinen Einjährigen der österreichisch-ungarischen Armee, der gerne Offizier werden wollte und es nicht vermochte, führt über den Untergang eines Staates, der gerne Militärmacht bleiben wollte und es nicht zustande brachte, endet bei dem Monument, das der kleine Einjährige seinem großen Staat setzte, und enthält das ganze Schicksal des Habsburgerreichs.

Vor ein paar Jahren, nicht lange nach dem Umsturz, begann in der Filmwelt ein neuer Name Aufsehen zu erregen: Erich von Stroheim.

Ein Hollywood-Name. Man wußte noch nicht, was sein Träger geleistet hatte, aber man kannte den sagenhaften Ruf, den seine Filme in Amerika genossen. Er sei, sagte man, der Wiedererwecker des alten Österreich; er habe, mit unerhörten Geld- und Bildkräften die alte Monarchie drüben in Mode gebracht, von den Schwerhaubitzen bis zu den Fiakerkutschern, von Franz Josef bis zur Turf-Karolin'; er brauche oft zwei Jahre zur Fertigstellung eines solchen Werks und ein paar Millionen Dollars; er „verdrehe", wie es in der Fachsprache heißt, ganz sinnlos Hunderttausende von Zelluloidmetern, nur um seinem Fetisch „Österreich" zu fröhnen; er knie sich dermaßen in den Naturalismus seiner Bilder hinein, daß ihn oft tagelang der Bart eines Komparsen beschäftige; und die Kunstwerke, die dieser Mühe entstammten, seien ein merkwürdiges Gemisch von Haß und Liebe: Haß gegen die alte Gesellschaft Wiens, gegen seine Offiziere, Comité-Frauen, Aristokraten — Liebe zum Ganzen.

Dann bekam man den einen oder andern dieser Filme zu sehen

und fand ihren Ruf bestätigt. Hier hatte jemand wirklich dem alten Österreich ein Denkmal gesetzt! Das war Geschichtsschreibung in märchenhaften Bildern!...

Wer ist, fragte man, der sonderbare Mann, der diese Werke schuf? Was ist das für ein widerspruchsvolles Wesen, in dem der Fackel-Kraus mit einem Walzertraum-Niki verschwistert scheint? Woher kommt seine Wildwütigkeit in Haß und Liebe?

Die Filmgeweihten gaben darauf folgende Antwort:

Erich von Stroheim — beachten Sie bitte: von! — ist der Sprosse einer uralten Offiziersfamilie, er hat Österreichs Blüte und Niedergang miterlebt und packte, als die Zustände unerträglich wurden, sein Bündel, sein Herz war gebrochen, als seine Heimat auseinanderbrach, er kam nach Hollywood und belieferte das schaufreudige Auge Amerikas aus seinem heimwehblutenden Gemüt mit Wien, Wien und noch einmal Wien, aber da ihn seine Heimat, für die er als Oberleutnant gekämpft und gestritten hatte, kaltherzig ziehen ließ, so mischte sich in den Blutstropfen des Heimwehs auch satirische Gallensäure...

Sowas liest sich ergreifend, es ist die Sprache, die man drüben fürs Geschäft braucht.

Nur schade, daß kein Wort daran wahr ist!...

Die Frage nach dem Mann schlief ein, man begnügte sich mit der Briefkasten-Legende, forschte nicht weiter, bis ein Berliner Kinopalast Stroheims Gipfelwerk „Hochzeitsmarsch" zum ersten Male vorführte.

Man griff sich neuerlich an den Kopf. „Herrlich!" riefen die einen, „dieser Mann ist ja ein Film-Zola! Zügellos, ungebändigt, ungeschliffen, aber tollkühn in seiner Realistik. Der breite Strom seiner Phantasie schleppt viel Kitsch-Gestein mit — aber wie rauscht dieser Strom und schäumt über sein Bett!" — „Scheußlich!" sagten die anderen, „was für ein verzerrtes Affengesicht gibt dieser Mann seiner Heimat! Wie disziplinlos schweift er aus, in seinen süßlichen Sentimentalitäten wie in seinen bitteren Gehässigkeiten! Das ist kein Film — das ist Rohmaterial zu einem Film."

Sie hatten beide Recht und Unrecht. Die Übertreibung auf beiden Seiten bewies eigentlich nur wieder — die Dummheit des Metiers. Denn diese Stroheimsche „Realistik", was war sie im Grund?

Der — streckenweise unternommene — Versuch zur Natürlichkeit. Aber das Filmhandwerk als Ganzes hat sich derart an die syrup-süße, rosenrote, faxenhafte Unwirklichkeit gewöhnt, daß man den leisesten Ansatz zu einer Entsüßlichung, Entblödung bereits als Daumiersche Verzerrung nimmt, als eine Goya-Welt von Hexen und Gnomen.

Was ist nur der Inhalt jenes Films, daß er die Meinungen so aufwühlen konnte?

Ein junger Oberleutnant von der Arcièren-Leibgarde lernt bei der Fronleichnamsprozession hoch vom Roß aus ein kleines Wiener Mädel kennen. Sie ist Harfinistin in der Gastwirtschaft ihres Vaters und soll einen Fleischergehilfen heiraten. Er dagegen, der Leibgardist, Fürst von Soundso, muß, da seine Eltern verarmt sind, einer hinkenden Bierbrauerstochter die Hand zum Ehebund reichen. Nun zieht sich auf einem endlosen elegischen Pfad, mit viel Wienerwaldzauber, Tirili und Blütenregen (es ist ein Geräuschfilm — da macht zum schmachtenden Duett in der Laube sogar die Amsel „Kitsch-Kitsch") der Weg von der Liebe zur Entsagung. Die Harfinistin sinkt gebrochen ihrem Fleischer in die Arme, der Oberleutnant fährt, steinharten Verzicht im Antlitz, an der Seite der Hinkenden von der Trauung heim.

Also kein happy end. Sondern: „C'est la vie", wie der Franzose sagt. Schon das gilt bei einem Film als revolutionär. Hier aber hatte es seine besondere Bedeutung; denn der Held dieses Stroheim-Films ist neben dem Stefansturm (in dem und um den herum sich alles abspielt, von der Fronleichnamsprozession bis zur Trauung) das Gesicht der altösterreichischen oberen Zehntausend. Wenn das kleine Mädchen nach rechts, zu ihrem ungeliebten Bräutigam, der Offizier nach links, zu seiner ungeliebten Braut, abwankt, was sehr wahrhaftig und unauffällig gezeigt wird — so soll man das Gefühl bekommen: die Kinder, die einst den beiden Ehebünden entstammen, werden genau so häßlich, so lieblos, so heuchlerisch sein, wie die fürstlichen Eltern des Helden und der ganzen Sippe.

Hier lebt sich nämlich Stroheims Haß gegen seine Heimat aus und seine eigentliche Kunst: in der Auswahl der Gesichter. So etwas Lebenswahres, ja Dokumentarisches wie den Vater General, der mit der Schnurrbartbinde einschläft oder wie den Schwiegervater Bierbrauer, der vor Gewinnsucht förmlich mit den Augen

blöckt und dabei nicht einmal im verrufenen Salon aufhört, „Bür=ger von Wien“ zu sein, so etwas Gutmütig=Böses, Original=Österreichisches hat man kaum je gesehen. Rückschauend erscheint hier der Untergang einer Welt vorhergesagt aus ihren Physiognomien. Und so wird in diesem Film am Ende, wenn die Stefansturmglocken das Unglück heimläuten, aus dem „Walzertraum“ eine „Götterdämmerung“. Die Doppelnatur Stroheims verschmilzt plötzlich zu einer Einheit, man versteht, daß jemand zugleich der Feind des Leutnants Niki und der Leutnant Niki sein kann.

Aber seltsam: Niki ist stärker. Aus der Hand des Hasses wuchs die Liebe. Stroheim zog aus, um seiner Heimat ein Monument der Charakter=Häßlichkeit zu setzen — und was blieb? Ein Monument seiner vergangenen Kulturschönheit. Wider Willen wird der Ankläger zum Aufbewahrer. Wahrhaftig — wider Willen? Konnte diese prachtvolle, in ihrer Naturtreue unüberbietbare Fronleichnamsprozession — im Atelier von Hollywood hergestellt! — mit dem ganzen Gepränge der alten Residenz (sogar einem waschechten, mit der Kerze hinterdrein schreitenden Franz Josef) und dem ganzen hellblauen Licht der Stadt und ihres Volks, nur aus dem Hang zur Genauigkeit erstehen? Konnte diesen Stefansplatz jemand bauen, der nicht im alten Wien, im alten Österreich sein Herz verlor?... Man mag vom Geist dieses Films oft die Empfindung haben, als habe sich hier ein Schnitzler=Leutnant aus der Komödien=Welt, in die ihn der Dichter sperrte, losgelöst und mit feschem, achselwerfendem Elan entschieden: „Ah wos — ich bau mir um mich meine eigene Welt!“ Aber die Luft dieser Welt ist: Schönheit. Noch einmal und drängender erneuert sich die Frage: wer ist dieser Mann? Was für ein geheimnisvolles Wesen?

Kein Schnitzler=Leutnant. Kein Offizier. Kein „von“. Überhaupt keiner „von oben“, der an seinen Standeskollegen Vergeltung übte. Sondern im Gegenteil: einer von unten, der nicht hinauf durfte; ein kleiner Österreicher, der in seiner Heimat nicht groß werden durfte und sie zur Rache dafür — — unvergänglich machte! Einer, der nicht mittun durfte und deshalb die Vergangenheit mit der gleichen Maßlosigkeit bekämpft, mit der er ihren versäumten Schönheiten nachtrauert.

Stroheim ist der Sohn einer Wiener Wäscheputzerin. Sein Ideal war Reiteroffizier zu werden, in einem recht feudalen Regiment. Aber, als er — durch Protektion ein Stück hinaufgekommen —

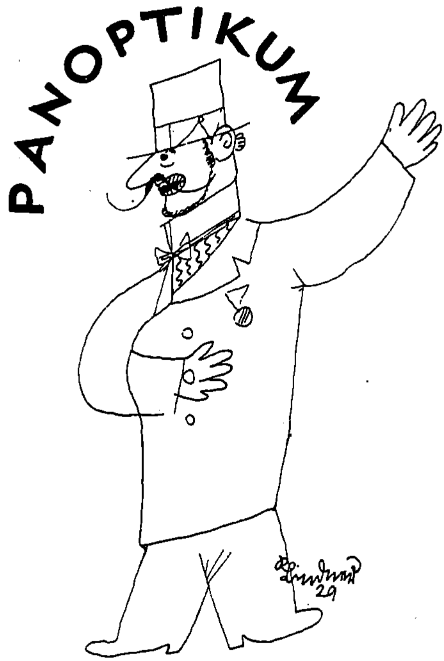
sich als Einjähriger um die Aufnahme zu den Dreier-Dragonern bewarb, da war die vorgesehene Zahl der Zugelassenen bereits komplett, über diese Zahl hinaus entschied nach altem Brauch das Los, Stroheim hatte Pech — er zog die falsche Nummer. Er kam zu einer Waffengattung, die im Frieden über die Achsel angesehen, im Krieg später ihre Nützlichkeit und Wichtigkeit bewies: zum Train. Nach einem Jahr wollte er die Offiziersprüfung ablegen. Er hatte wiederum Pech. Fiel in der Prüfung durch und wanderte (vor dem Kriege) aus. Dann erlebte er in Hollywood seine Wiedergeburt: als Ex-Oberleutnant Erich von Stroheim.

— — Es gab bei den weiland k. und k. Militär-Doppel-Monsterkonzerten ein Paradestück des alten Ziehrer, benannt: „Der Traum eines österreichischen Reservisten". Darin waren paukenkräftig und tschinellenfroh alle Klänge des österreichischen Militärdaseins enthalten, vom Zapfenstreich und „Zum Gebet!" bis zu Kanonendonner, Pulverdampf und „Vater ich rufe dich!" Eine freundliche Verklärung des Soldatendienstes, so recht ein „Traum".

Stroheims ganzes Lebenswerk ist so ein Traum, von jemandem nachgeträumt, der zur Wirklichkeit nicht zugelassen wurde; ja, der nicht einmal miterleben durfte, wie die anderen aus ihrem Traum erwachten. Der Feldherr Coriolan hat Rom bekämpft und gerettet. Der Einjährige Stroheim tat ein Ähnliches mit Wien.

Inhalt

Seite


PANOPTIKUM

Grock, Ich lebe gern!

Grock, Ich lebe gern! — wahrlich ein optimistisches Buch, aber ein Buch des unerhörten Erfolgs aus härtesten Anfängen heraus und deshalb auch ein Buch voll tiefer menschlicher Tragik. Jetzt, auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn erzählt Grock, der Schweizer, stolz und froh des Erreichten, wie er geworden ist: wie er Uhrmacher war, Aufwäscher, Erzieher, Ausgeher, Kindermädchen, Klavierstimmer, Reisender, Tausendkünstler und Hansdampf in allen Berufen und wie er Grock, die Sensation aller Erdteile wurde. Ein Mann, der Uhren und Klaviere reparieren kann, Kühe melken und Kinder baden, Handstand und Salto machen, der Klavier, Geige und Bandonium spielt wie nur wenige andere, der mit einer einzigen Grimasse die größten Säle der Welt bis zur Decke hinauf mit Gelächter füllt, dem kein Schornstein zu hoch war, um hinaufzuklettern, und keine Wand zu dick, um mit dem Schädel hindurchzurennen, der aus Trübsal, Frechheit und Wagemut endlich das Rezept des Erfolges braute: das ist Grock. Man verschlingt die Erfolgsbücher eines Ford, eines Mussolini, eines Morgan — man wird auch das Erfolgsbuch Grocks verschlingen. Und vielleicht fällt bei Grocks Buch für uns mehr menschlicher Gewinn ab, weil es lachen läßt, herzhaft lachen! 46 ganzseitige Bilder zeigen Grock in allen Lebenslagen.



Geh. RM. 3.90, in Leinen RM. 5.40

Grock führt jede Buchhandlung!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München